

## **Impulsreferat zur Kirchenvorsteherrüstzeit vom 16.-18 Januar 2009 in Bad Alexandersbad**

### **Anteil an Glauben und Hoffnung gewinnen**

Von Pfr. Johannes Taig

#### **0. Vorbemerkung**

Die folgenden Zeilen sind kein Rechenschaftsbericht über die pastorale Arbeit in den vergangenen Jahren und auch keine Gemeindeanalyse aus der Sicht des Pfarrers und auch kein Wunschzettel, was der oder andere sich noch wünschen. Sehen, was war, ist und sein könnte, wollen wir im Laufe dieses Tages gemeinsam. Deshalb sind meine Beobachtungen beim Blick in die eigene Gemeinde aber auch die gesamte Evangelische Kirche bewusst allgemein gehalten. Sie wollen einen Impuls geben, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

#### **1. Von Ansprüchen und Vorwürfen**

##### **a. Der Teufelskreis aus Anspruch und Vorwurf im innerkirchlichen Bereich**

Als vor einigen Jahren einer meiner Vikare zu Beginn des Vikariats von mir in die Gemeinde geschickt wurde, um mit offenen Augen das Gemeindeleben wahrzunehmen, kam dieser nach einiger Zeit, um mir Bericht zu erstatten. Er war zu dem Ergebnis gekommen, ein Gemeindeleben gebe es in dieser Gemeinde nicht. Weder habe er einen Bibelgesprächskreis noch einen Gebetskreis gefunden. Aber das werde und müsse sich nun bald ändern. Dank ihm sei die Rettung nah. Leider könne er aber die von ihm jetzt sofort zu gründenden Bibel- und Gebetskreise nicht ständig selbst leiten, da er ja immer wieder ins Predigerseminar müsse und deshalb sei das dann meine Aufgabe und verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Denn schließlich wäre ich doch der Gemeindepfarrer, der sich nicht ernstlich damit abfinden könne, dass es in seiner Gemeinde kein Gemeindeleben gäbe. Wenn doch, so gab er mir unter Aufbietung all seiner diplomatischen Fähigkeiten zu bedenken, wäre ich erstens blind, zweitens faul, drittens fehl am Platz und viertens ein Heide.

Halten wir uns nicht dabei auf, dass wir es hier mit einem besonders frommen und anstrengenden Exemplar von Vikar zu tun haben. Dieser Vikar ist ein typischer Vertreter seiner Kirche. Das Spiel ist immer das gleiche: Am Anfang war nicht das Wort, sondern das eigene Bedürfnis, der eigene Anspruch. Dann geht man hin und schaut, inwieweit die eigenen Bedürfnisse in der Gemeinde befriedigt werden können. Bei Fehlanzeige werden entsprechende Angebote zu den Grundpfeilern des Gemeindelebens erklärt und dem Rest der Gemeinde vorgeworfen, dass sie falsch glaubt oder ihren Glauben völlig falsch lebt. Solche Vorwürfe werden irgendwann zur Grundstimmung des Gemeindelebens. Dieses ist dann nur noch ein einziges Defizit. Eine solche Gemeinde hat sich eine „Krisenidentität“ zugelegt.

Was Jörn Halbe über den Pfarrberuf schreibt, gilt entsprechend für die ganze Gemeinde und ihre MitarbeiterInnen:

„Identitätskrisen« sind das eine, »Krisenidentität« ist das andere. »Krisenidenti-

tät« ist dadurch gekennzeichnet, dass wachsende faktische Unsicherheit in den Außenbezügen und der Außenorientierung einer Person oder Gruppe einseitig, weil »objektiv« nicht abzuwenden, in eben diese Person oder Gruppe hinein verlagert und zum Anspruch an sie wird, sich in ihren Selbstbezügen und in ihrer Binnenorientierung desto höher »subjektiv« zu sichern. ...

Zur Symptomatik gehört dementsprechend, dass Tugenden und Fähigkeiten wie »Flexibilität«, »Professionalität«, »Verzichtbereitschaft«, »Kompetenz« ebenso in aller Munde sind wie Klagen darüber, es fehle daran: Eins wie das andere, Tugend wie Tadel, spricht ja von objektiven Problemen äußerer Realität, als wären sie eigentlich nur eine Frage richtiger Ausstattung und Einstellung der Subjekte. Wer's glaubt, wird nicht selig! Denn wieder ist nur ein desto bemühteres, höher beanspruchtes Innen die Folge – und zugleich damit so etwas wie ein resignativ-panischer Egoismus, der in die Vereinzelung führt, der die Kollegialität vergiftet und der Weltmeister macht in der Kunst, sich projektiv zu entlasten, d.h. Anspruch und Vorwurf mit Gegenanspruch und Gegenvorwurf zu beantworten.“ (Jörn Halbe, Das Elend im Pfarrberuf heute, Deutsches Pfarrerblatt - Heft: 4/2008)

Genauso funktioniert der Teufelskreis aus Bedürfnisorientierung (Anspruch) und Defizitfixierung (Vorwurf) in der gesamten Gemeindearbeit. Dieser Teufelskreis gehört unbedingt in eine Anleitung zum Unglücklichsein. Leider gibt es aktuell kaum ein Gemeindeaufbaukonzept oder ein Impulspapier der Kirchenleitungen, dass diesem Teufelskreis entgeht. Identität, Kompetenz, Effizienz sind noch lange nicht alle Ansprüche, die sich z.B. im Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ finden. Es könnte aber gut sein, dass die EKD hier an ihrem eigenen Anspruch scheitert, die Kirche gegen den Trend wieder zum Wachsen zu bringen. Im Forum der EKD war zu lesen:

„Die Verfasser scheinen nicht bedacht zu haben, dass die derzeitige „Wiederkehr der Religion“ („Kirche der Freiheit“, S.14) nicht zuletzt und vielleicht sogar hauptsächlich daher kommt, dass viele Leute nach jahrelanger Dauerbeschallung den jungdynamischen Wirtschaftsfundamentalisten-Jargon einfach nicht mehr ertragen können. Und dass das so hoffnungsvoll begonnene Unternehmen, die Kirche in eine Firma umzuwandeln, die mit „Beheimatung“ handelt und damit Marktführer in der Wellness-Branche werden will, eventuell fehlschlägt, weil gerade solche Kunden, die „Beheimatung“ auf einer „Beheimatungsebene“ suchen, nicht ausgerechnet dahin gehen, wo in „Kompetenzzentren“ „Führungskräfte“ voller „kommunikativer Kompetenz“ unter Einsatz „moderner Führungsinstrumente“ immerzu auf sie einkommunizieren, dass sie doch bittschön „aufgabenorientiert“ ihr „Qualitätsbewusstsein“ erhöhen sollen, am besten mit einer „Qualitätsoffensive“. Dass diese Kunden also „den Geist, die Farbe und den Klang des anstehenden Mentalitätswechsels“ (S.101) nicht so recht als das erkennen können, was sie in einer Kirche erwarten.“ (Ludwig Trepl, im Juli 06 im EKD-Forum)

#### **b. Der Verzicht auf Anspruch und Vorwurf nach außen: „Seid umschlungen Millionen“**

„Seid umschlungen, Millionen! / Diesen Kuss der ganzen Welt! / Brüder, über'm Sternenzelt/ Muss ein lieber Vater wohnen.“ Dieser Satz aus „Freude, schöner Götterfunke“ in Beethovens Neunter, könnte so etwas wie die Außenbotschaft

sein, mit der die Kirche dem Schwinden ihrer Mitgliederschaft begegnen will. Die Schwelle in die Kirche soll so niedrig sein, dass zufällig Vorbeigehende von selbst hereinfallen. Wie man dabei gleichzeitig - nach einem anderen Schlagwort in der Kirchendiskussion - „das Profil der Kirche schärfen“ will, hat mir noch keiner wirklich erklären können. So hoch die Ansprüche (und Vorwürfe) innerhalb der Kirche geschraubt werden, so anspruchslos, niederschwellig und von selbst verständlich will sich die Kirche nach außen präsentieren.

In einer Adventspredigt über die Sendschreiben der Offenbarung, in der harte Sätze fallen („Du hast den Namen, dass du lebst, und bist tot“), habe ich mir überlegt, was die Kommunikationsinitiative der Kirche antworten könnte:

„Lieber Herr Christ, Sie haben auf unserer Homepage einen Beitrag ins Forum geschrieben. Vielen Dank, dass Sie unsere Seiten besuchen. Unser Team hat Ihren Beitrag ausführlich beraten. Leider müssen wir Ihnen mitteilen, dass wir von der Kommunikationsinitiative diesen Beitrag löschen müssen. Wir finden ihn im Ton und in der Sache voll daneben. Außerdem entspricht er nicht dem Umgang, den wir in der Kirche miteinander pflegen sollten. Wir haben nicht ganz verstanden, was Sie eigentlich wollen. Wir jedenfalls wollen niemandem Angst machen oder von unserer Kirche abschrecken. Auch liegt es uns fern, irgendjemand persönlich anzugreifen oder ihn so zu kritisieren, dass er sich ärgert. In unserer Kirche soll sich jeder wohl und Zuhause fühlen. Wir sind nach allen Seiten offen und lassen es nicht zu, dass irgendjemand ausgegrenzt wird, auch nicht von Ihnen. Darauf können Sie sich verlassen. Unsere User finden das gut und so steht es auch in unserem Leitbild, das wir Ihnen gerne kostenlos zuschicken. Also, nix für ungut, lieber Herr Christ, und eine happy Advents- und Christmaszeit wünscht ihr Team von der Kommunikationsinitiative.“

In diesem Zusammenhang hat in den letzten Jahren ein falsch verstandenes Bonhoefferzitat Karriere gemacht: Die Kirche müsse „Kirche für andere“ sein. Wobei man die „anderen“ getrost durch „alle“ ersetzen kann: Kirche für alle! Damit stellten sich die Kirchenleitungen faktisch auf die Seite jedes beliebigen Anspruchs an die Kirche und versprachen in ihren Papieren, möglichst vielen dieser Ansprüchen gerecht werden zu wollen. Ein Versprechen, das natürlich nicht die Verfasser solcher Papiere, sondern die Gemeinde und ihre MitarbeiterInnen erfüllen sollen - ohne es zu können. Das ist doppelt schlecht. Jörn Halbe, den ich bereits zitiert habe, meint an gleicher Stelle, so würden die Pfarrer zum »Erlebnis-Anbieter« „Immer weniger ist es das »objektiv Gebotene«, das ihnen sagt, was zu tun ist; immer stärker die Selbstbefragung mit allem Risiko, an dem, was die Leute entscheiden und wählen, gerade vorbei zu entscheiden – ein Stress, der immerhin erklärt, woher so viel Müdigkeit, aber woher auch so viel Tingeltangel kommt.“ (Halbe a.a.O.)

Im Impulspapier der Landessynode „Kirche vor Ort“ heißt es allen Ernstes: „Denken Sie theologisch nach - Was sind wir als Kirche - und speziell in Ihrem Verantwortungsbereich - von unserem Auftrag her den Menschen schuldig? Dazu zählen diejenigen, die in der Kirche mitarbeiten, die ihr als Mitglieder die Treue halten, aber auch alle Menschen an Ihrem Ort und darüber hinaus!“ ... Geben wir die richtigen Antworten auf die Herausforderungen unserer Gesellschaft?“

Hand aufs Herz: Genauso klingen die Fragen, die Kirchenvorstehern in der Gemeindeakademie gestellt werden und alle zücken brav den Bleistift. Dabei gilt: Wer so fragt, für den spielt die Theologie fast keine Rolle mehr und die Bedürfnisse der tatsächlichen und möglichen Kirchenkunden jede beliebige. Womit der Teufelskreis aus Anspruch und Vorwurf in die nächste Runde geht.

Deshalb können wir die letzten beiden Punkte in dem Fazit zusammenfassen:

„Die Wurzel des Übels liegt in der Ekklesiologie – in einem engen, aus Existenz- und Zukunftsangst einseitig »machbarkeitslastig« gewordenen Kirchenverständnis. Theologisch geurteilt: Es herrscht das »Gesetz«“ (Halbe a.a.O.) Hier aber gilt: Durch des Gesetzes Werke wird kein Mensch gerecht. Eine Kirche, in der das Gesetz herrscht, steht als Kirche auf dem Spiel.

### **c. Der Anspruch des Evangeliums**

„Jesus verkündete das Himmelreich, was kam, war die Kirche.“ Der französische Theologe und Mystiker Alfred Loisy, von dem dieser Ausspruch stammt, wurde 1908 exkommuniziert. Dass die Kirche nicht das Himmelreich ist, sondern dorthin unterwegs ist, sollte selbstverständlich sein. Dass die Kirche gar Leib Christi ist, muss ein Mysterium bleiben. Eine Kirche, die sich mit ihrem Herrn verwechselt, wird gotteslästerlich. Dort sagt man so: Wo zwei oder drei mit mir versammelt sind, da ist das Himmelreich ganz nah. Richtig sagt Jesus: Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. (Matthäus 18,20) Besonders in der Kirche gilt das Wort Jesu: Ohne mich könnt ihr nichts tun. (Johannes 15,5) Kirche ist Schöpfung des Wortes Gottes, denn der Heilige Geist hat uns durch das Evangelium berufen ... im rechten Glauben geheiligt und erhalten, gleichwie der die ganze Christenheit auf Erden erhält. Wer also faktisch ein Kirchenbild propagiert, das machbarkeitslastig ist, macht diese Grund-Sätze Luthers aus der Auslegung zum dritten Glaubensartikel zur bloßen Rhetorik. Er steht dem Evangelium faktisch im Weg, was immer er sonst auch noch betonen will. Das eine tun und das andere betonen, ist ja ein beliebtes Spiel. Hier gilt der Satz Jesu: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. (Matthäus 7/20)

Dass das Evangelium auch Ansprüche erhebt, kann man an Jesus selbst studieren. Er ist unerbittlich und kompromisslos gegenüber allem, was dem Evangelium im Weg steht und treibt den Anspruch Gottes auf unser ganzes Leben immer wieder auf die Spitze. Er schmeißt die Geldwechsler aus dem Tempel; warnt in der Bergpredigt vor den falschen Sorgen; weist falsche Bedürfnisse zurück und zeigt den Menschen den wahren Bedarf: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von jedem Wort, das aus dem Mund Gottes geht. (Matthäus 4/4) Den geltungssüchtigen Jüngern weist er das Dienstant zu und mahnt: So soll es unter euch nicht sein. (Markus 10/37 ff.)

Deshalb heißt es in These zwei der Barmer Theologischen Erklärung 1934: Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen. Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus

Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürften.

Ja, man kann sagen, dass Jesus sehr ungemütlich werden kann gegen alles, was Gott, seinem Wort und Wirken im Weg steht und sich an seine Stelle setzen will. Er unterscheidet Menschenwillen und Gotteswillen, Menschenwerk und Gotteswerk, Menschenurteil und Gottesurteil und scheidet damit das eine vom anderen.

Im Augsburger Bekenntnis heißt es in Artikel 7 von der Kirche: Es wird auch gelehrt, dass allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss, die die Versammlung aller Gläubigen ist, bei denen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sakramente laut dem Evangelium gereicht werden. Denn das genügt zur wahren Einheit der christlichen Kirche, dass das Evangelium einträchtig im reinen Verständnis gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden.

Die dürftig anmutende Beschränkung im Artikel von der Kirche bei den Reformatoren hat das Herzstück fest im Blick. So wie Jesus sich gegen alles stellt, was dem Wort Gottes im Weg steht, so betonen die Reformatoren, dass die Kirche *allein* davon lebt, dass das Wort Gottes in Wort und Sakrament in der Kirche ungehindert „im Gang und Schwang“ bleibt. Folgerichtig sprechen die Bekenntnisschriften vom Predigtamt als dem „*praecipuus cultus dei*“, dem wichtigsten, höchsten Gottesdienst und nennen das Predigtamt das höchste Amt in der Kirche.

Wir fassen zusammen und gewinnen dadurch einen scharfen Blick auf das, worauf es in der Kirche letztlich ankommt:

Der wahre und einzige Bedarf der Kirche ist das Evangelium. Ein Defizit hat sie dann und nur dann, wenn das Evangelium nicht mehr in Wort und Sakrament gepredigt und gespendet wird. Sie hat sich auf die Hinterfüße zu stellen und zu kämpfen, wo andere versuchen, ihr das Predigen des Evangeliums madig zu machen, es durch etwas anderes zu ersetzen oder zu verbieten. Satis est! Das genügt!

## 2. Folgerungen für das Gemeindeleben am Ort

### a. Kirche, bzw. Gemeinde verdankt, gehört und erhält sich nicht selbst - Gott sei Dank

Dass Gott selbst Menschen durch die Predigt des Evangeliums in die Gemeinschaft der Kirche und in seinen Dienst ruft und dieser Ruf Gottes zwar von Menschen ausgerichtet, seine Wirkung aber menschlichen Möglichkeiten weitestgehend entzogen ist, entlastet von falschen Ansprüchen und Vorwürfen. Wer der Gemeinde, anderen oder sich selbst vorwirft, dass die Verkündigung scheinbar ins Leere geht, man sich deshalb mehr anstrengen oder mehr auf herangetragene Wünsche oder den Zeitgeist eingehen müsse, um kirchliche Veranstaltungen zu füllen, verkennt das Wesen des Evangeliums und der christlichen Gemeinde.

Schon die Kunstfertigkeit einer Predigt entgeht dem Nichtkunstfertigen. Mit dem

Evangelium ist es noch schlimmer: Jesus selbst weist im Gleichnis vom vierfachen Ackerfeld darauf hin, dass auch der kunstfertig säende Sämann für das Aufgehen seiner Saat nicht garantieren kann (Markus 4/1 ff.). Da wird es ihm auch nicht helfen, mit allen Tricks an den Hälmlchen zu ziehen. Eine, der sichersten Methoden, die Ernte zu ruinieren. Die Saat wächst von selbst oder gar nicht. (Markus 4/26)

Es gibt in jeder Gemeinde Zeiten, die sind wie Fels, Disteln und harter Weg. Alles geht scheinbar ins Leere. Nichts geht auf. Aber Wehe der Gemeinde, die das Säen aufgibt und auf ihrem Acker einen Rummelplatz, einen religiösen Swingerclub oder Ähnliches aufmacht. Sie wird niemals ernten. Kann schon sein, dass sich die ein oder andere Neigungsgruppe, der ein oder andere Freundeskreis zusammenfindet. Gemeinde ist das nicht. Wer Kirche leitet hat zur Kenntnis zu nehmen, dass ihm der Acker der Gemeinde nicht gehört und deshalb nicht zu seiner freien Verfügung steht. Wer Kirche leitet, hat deshalb falschen Besitzansprüchen gegenüber der Gemeinde, ihren Einrichtungen und Ämtern (hierzu gehört auch das Amt des Pfarrers) entgegenzutreten, und er hat darüber zu wachen, dass in allem, was eine Gemeinde tut, das Evangelium gefördert und verbreitet wird. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einen Satz aus dem Lebensbericht eines Pfarrers. Er habe, schreibt er, seine Kirche erst einmal leerpredigen müssen, damit in ihr wieder etwas wachsen konnte.

Ja, in der Kirche geht es um Beheimatung. Beheimatet sollen Menschen aber nicht in der Kirchengemeinde und bei den dort lebenden Menschen mit ihren Stärken und Schwächen werden. Beheimatet sollen sie im Glauben und bei ihrem Herrn Jesus Christus werden. Der sendet sie dann selbst wieder in die Gemeinschaft ihrer Gemeinde am Ort. Dort werden sie bleiben - auch unter harten Bedingungen und ihr Bestes geben. Die Beheimatung im Glauben ist die stärkste und auf Dauer einzig wirksame Mitgliederbindung an die Kirche, die ja die Gemeinschaft der Heiligen, die Versammlung der Glaubenden ist. An diesem Grundsatz hat sich auch jede kirchliche Arbeit auszurichten. Sie hat sich nicht an Personen zu binden, sondern an den Glauben. Nur dann gehen Gruppen und Kreise auch weiter, wenn die Person, die sie gegründet und betreut hat, nicht mehr da ist.

Hierher gehört auch die Beobachtung, dass alle Gemeinschaft in der Kirche nicht Selbstzweck, sondern Dienstgemeinschaft ist. Es ist der Auftrag, der verbindet und auch wieder trennt, nicht Neigung und Gefühl und was der menschlichen und allzu menschlichen Dinge mehr sind. Beispiele gibt es zuhauf: Wo scheinbar geistliche Gemeinschaften auf diesen Dingen gründen, wird es früher oder später höchst anrühlich. Solche Beziehungen zerbrechen nämlich nicht, wie Glas zerbricht, sie verfaulen und verwesen. Es gehört für mich zu den ernüchterndsten Erfahrungen in der Kirche, wie wenig geistliche Reife in solchen Fällen an den Tag kommt. Ich denke an den lieblichen Geruch von Neid, Missgunst, übler Nachrede, Intrigen und Mobbing, der auch bei uns in Kirche und Diakonie bisweilen aufkommt. Warum ist es so schwer und sogar mit Anfeindung verbunden, wenn man an das erinnert, was uns eigentlich verbindet und von daher versucht, Konflikte in christlicher Verantwortung zu lösen? Fachleute sprechen hier von einem eklatanten Versagen geistlicher (Kirchen) Leitung, die oftmals selbst in solch anrühliche Vorgänge verwickelt ist. Da gedeiht dann das Duckmäusertum, die Gleichgültigkeit (die bekanntlich das eigentliche Gegenteil der Liebe ist) und das Schweigen

um des lieben Friedens willen (der bekanntlich keiner ist). „Und jedes Entsetzen über solche Vorgänge nagt bei allen, die solches beobachten, auch am Glauben selbst – bis hin zur Entwurzelung.“ (Sabine Sunnus)

„Denn es weiß, gottlob, (schon) ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören.“ (Martin Luther: Die Schmalkaldischen Artikel, 1537, Luther-W Bd. 3, S. 366) Eia, wärn wir da.

## **b. Kirche, bzw. Gemeinde tut gut daran, sich immer wieder zu konzentrieren**

Manchmal hat man den Eindruck, dass so manches Gemeindeleben völlig unkontrolliert vor sich hin wuchert. Wem oder was, soll oder muss man irgendwann die rote Karte zeigen? Planung muss sein! Andererseits ist festzuhalten, dass Kirche ein Geschöpf des Wortes Gottes, deshalb nicht machbar und eben auch nur sehr begrenzt planbar ist. Den Kirchenleitern, die so gerne mit Zahlen, Statistiken und Prognosen hantieren, sollte man am Besten zum Zwecke der Unterhaltung zuhören. Allzu ernst sollte man sie nicht nehmen. Denn auch hier gilt: Planung ist der Versuch, das Chaos durch den Zufall zu ersetzen. Gerade die aktuelle Finanzkrise ist das beste Beispiel dafür. Im Fernsehen sah ich kürzlich eine Diskussion mit hochrangigen Managern. Eigentlich, so gaben sie freimütig zu, würden sie in entscheidenden Situationen, (die wieder mal niemand in all den sündhaft teuren Abteilungen für Controlling und Planung prognostiziert hat) nichts anderes tun als improvisieren.

Wie befreiend wäre das doch, wenn auch einmal in der Kirche solche Geständnisse möglich wären, ohne sich dabei unmöglich zu machen. Hier könnte die Kirche doch wirklich etwas Gutes von der Wirtschaft lernen und sich üben in der heiligen Kunst der Improvisation. Das ist ja genau das, was tatsächlich jeden Tag passiert. Und manchmal sieht's auch jeder. Nur der, der vorne steht, macht heutzutage stur und eitel auf ultraprofessionell - dass sich die Balken biegen. Das ist erstens unglaubwürdig, zweitens lächerlich und drittens peinlich.

Dabei hat es Kirche im Chaos der Märkte dieser Welt doch viel einfacher. Sie muss weder verzweifelt auf bessere Planung setzen noch auf die heilige Improvisation. Wenn sie verunsichert wird und verunsichert ist, soll sie sich konzentrieren und so wieder zu ihrer Sache kommen. Denn die muss sie weder entwickeln, noch suchen. Ich zitiere den Theologen Eberhard Jüngel:

"Die Kirche bleibt bei oder kommt wieder zu ihrer Sache, indem sie, ohne dabei an sich selbst zu denken, sich ganz und gar für den Gott interessiert, dessen unendliches Interesse dem Menschen gilt und das heißt: indem sie glaubt. Der Glaube allein gibt der christlichen Kirche das Recht einer eigenen und unverwechselbaren Existenz. Das uneingeschränkte Interesse an Gott allein macht auch die Kirche wahrhaft interessant, während die nur an sich selbst interessierte Kirche (ecclesia incurvata in seipsam) immer uninteressanter wird. Eine uneingeschränkt nach Gott selbst, und das heißt: nach dem Gott, der Mensch wurde, weil er die Gemeinschaft von Menschen sucht, fragende Kirche vollzieht von selbst einen Akt geistlicher Konzentration. ... Die Anwesenheit Gottes ereignet sich im von ihm redenden Wort. Im Wort kommt er denen nah, die ihn hören, und denen, die auf ihn hören, näher, als sie sich selber nahe zu sein vermögen. Hö-

ren ist folglich die Grundform christlicher Existenz. Die christliche Kirche existiert als hörende und deshalb verkündigende Kirche. ...

Die geistliche Konzentration des christlichen Lebens auf den Gottesdienst führt zu einer Intensivierung der politischen Verantwortung der Christen, insofern diese Verantwortung aus einer Entkrampfung erwächst, die es erlaubt, unbeschadet der Nähe oder Ferne zu parteipolitischen Positionen allein dem Geist der Wahrheit und der Liebe zu dienen, der Gott entsprechende Menschen schafft." (Eberhard Jüngel, *Anfechtung und Gewissheit des Glaubens oder wie die Kirche wieder zu ihrer Sache kommt*, Kaiser Traktate 23, 1976, S. 42 ff.)

### **c. Eine Gemeinde, die bei ihrer Sache, d.h. bei Trost ist, wird zur Herberge für viele, die in ihr Anteil an Glauben und Hoffnung gewinnen**

Herberge: Ort der Sehnsucht für den Propheten Jeremia: Ach dass ich eine Herberge hätte in der Wüste, so wollte ich mein Volk verlassen und von ihnen ziehen! Denn es sind lauter Ehebrecher und ein treuloser Haufen (Jeremia 9/1). Herberge: Ort des Luxus, der unserem Herrn Jesus Christus wegen Platzmangels bei seiner Geburt versagt blieb (Lukas 2/7), an einem solchen er aber später Jünger bewirtet (Johannes 1/38f.). Herberge: Ort, an dem barmherzige Samariter die unter die Räuber Gefallenen unterbringen und pflegen (Lukas 10/34). Herberge: Ort, an dem Paulus in Rom Interessierten das Reich Gottes erklärte und bezeugte und ihnen von Jesus aus dem Gesetz des Mose und aus den Propheten predigte vom frühen Morgen bis zum Abend. (Apostelgeschichte 28/23)

Während viele in der Kirche sich gerne das Bild vom rasenden, pardon, vom wandernden Gottesvolk zum Leitmotiv erwählen und ständig irgendwohin (wohin eigentlich?) aufbrechen, ist mir das Bild der Herberge nicht mehr aus dem Kopf gegangen. Dies geschah auch dadurch, dass ich mich in den letzten Jahren intensiv mit der Geschichte der Hospitalkirche beschäftigt habe, die bis ins 13. Jahrhundert reicht. Sie kennen sicher diese superbeschleunigten Filmaufnahmen, in denen Pflanzen in Sekunden wachsen und erblühen, oder Sterne über das Firmament wandern. Stellen Sie sich einmal einen Zeitrafferfilm der Hospitalkirche von 1264 bis heute vor. Sie sehen, wie sie sich aus dem Staub vor der Stadtmauer erhebt. Sie sehen, wie die Stadt sich verändert. Häuser werden erbaut und wieder eingerissen. Sie sehen, wie die Hospitalkirche ordentlich einstecken muss, aber immer wieder erblüht und erweitert, ausgestaltet und bemalt wird. Was für ein anschwellender Menschenstrom, der sich an ihr vorbei und auch in sie hinein bewegt. Eltern, die ihre Kinder zur Taufe bringen, der Trupp der Konfirmanden, der alle Jahre in sie einzieht. Die Särge mit den Trauerzügen, die sich Richtung Friedhof in Bewegung setzen. Und in all dem Strom an Steinen, Bäumen und Menschen, der um sie herum durch die Jahrhunderte fließt, steht sie heute immer noch an ihrem Ort und lädt zum Gottesdienst ein. Zeitalter und Epochen kamen und gingen. Die Hospitalkirche und ihr Zweck sind derselbe geblieben. Gott sei Dank.

Wer diesen Film gesehen hat, sitzt anders in den Bänken dieser Kirche, steht anders auf der Kanzel und vor dem Altar, spielt und singt anders auf der Orgel-empore. Denn er spürt: Dieser „Kirchenraum ist dunkel von der Patina der Seufzer, der Gebete, der Zweifel, der Hoffnung der Toten. Eine Tradition haben, heißt, an die Stelle der Toten treten, nicht nur um ihre Aufgaben zu übernehmen,



sondern um Anteil zu gewinnen an ihrem Glauben und an ihrer Hoffnung.“ (Fulbert Steffensky)

Nein, beheimatet werden wir auch in einer solchen Kirche nicht. Beheimatet sind wir in Christus. Deshalb darf man die alte Beerdigungsagende auf keinen Fall wegschmeißen und soll am Ende der Beerdigung beten, Gott möge uns heimholen in das ewige Paradies und Vaterland. Aber Herberge darf die Kirche und ihre Gemeinde für all die Wanderer zur großen Ewigkeit (EG 481,5) sein und jedem hier am Ort ein Plätzchen bieten mit freiem Blick aufs Himmelreich.

Herberge - ach, wer kennt nicht die Enttäuschung, wenn man die Szenekneipe, in der man in der Jugendzeit seinen Stamplatz hatte, nach vielen Jahren nicht mehr wiedererkennt, was nicht nur an den sächsischen Pächtern und der Antenne-Bayern-Musik liegt. Man geht noch ein paar Mal hin und dann hat man sich abgefunden, dass es diese Kneipe nur noch im Museum der eigenen Erinnerung gibt.

Dass die Kirche als Herberge diesem Schicksal entgeht, liegt an ihrer Botschaft. Mögen sich die Essenszeiten, die Tischdekoration und die Begleitmusik ändern, der Geist dieser Herberge bleibt hoffentlich derselbe. Und auf dem Tisch steht alle Jahrhunderte Brot und Wein. Denn ich bin ganz sicher: Künftige Generationen werden nicht in erster Linie danach fragen, welche Innovationen uns denn eingefallen sind, sondern wie wir ihnen diese Herberge hinterlassen haben. Und ob sie an unserer Stelle sitzend auch Anteil gewinnen können an unserem Glauben und unserer Hoffnung.

# Eine wertschätzende Erkundung der Hospitalkirchengemeinde (nach Praxisbuch Kirchenvorstand, S. 183)

## „Vor-Sätze“

- *Achtet auf das, was gelingt.*
- *Nehmt die Dinge wahr, die einer Gemeinschaft Energie, Kraft, Freude, Lebendigkeit geben.*
- *Erhebt das Beste aus der Vergangenheit, um es für die Zukunft fruchtbar zu machen.*
- *Erschließt die gegenwärtigen Potentiale, um die zukünftigen Möglichkeiten zu sehen.*

**Der KV unternahm auf seiner Rüstzeit vom 16.-18 Januar 2009 eine wertschätzende Erkundung der Hospitalkirchengemeinde inklusive Zedtwitz. Leitend war hierbei die Erkenntnis, dass Neues nur aus vorhandenen Ressourcen, Stärken und Begabungen entstehen und gepflegt werden kann. Da die Ressourcen einer Gemeinde nicht beliebig vermehrbar sind, muss für Neues Altes weichen, d.h. für ein neues Angebot muss ein vorhandenes eventuell eingestellt werden.**

**Im Folgenden lesen Sie eine Zusammenstellung der Ergebnisse:**

- ***Was hat diese Gemeinde Besonderes?***

Die Hospitäler können feiern  
„Aufrechter Gang“ – Evangelium hochhalten  
„Gefühl der Zugehörigkeit“  
Nahbare Geistliche mit Führungsqualitäten  
Leitungsgremien und Leitungspersonen sind kritikfähig, konfliktfähig, kompromissfähig  
Gutes Gottesdienstprogramm (1. und 2. Programm, Gemeindeteam, Gottesdienste in den Einrichtungen, gehaltvolle Predigt, Kanzel in der Mitte der Kirche)  
Zwei Kirchen mit eigenständigem Gemeindeleben  
Hospitalkirche als historisches Denkmal, Bilder- und Kunstgalerie und Herberge für die Gemeindemitglieder  
Internet und Hospital-CD  
Seniorenkreis  
Bodenständigkeit, Ehrlichkeit (Zedtwitz)  
Hospitäler können verwalten und mit Geld umgehen  
Pfarramt, Kirchen und Häuser sind in Ordnung  
Familiengottesdienste zum Gemeindefest, bzw. im Hospitalaltenheim  
Kindergottesdienstteams  
Aufwändiger Gemeindebrief

- ***Wo steckt in dieser Gemeinde Energie? Was macht sie lebendig? Wo spüren Sie Freude?***

In den Menschen, die in der Gemeinde leben und Gemeindeleben gestalten.  
In den Gruppen und Kreisen, die ihr Leben untereinander vernetzen.

Gottesdienst, Predigt, Feste  
Hospitalkirchenraum  
Aktualität der Predigt  
Konzentration und Energie in Gottesdienst und Liturgie  
In den vielen Vikaren, die in der Gemeinde ausgebildet werden  
Kirchenmusik

- ***Was sind Punkte aus der Vergangenheit, die auch heute noch wichtig für die Identität der Gemeinde sind?***

Die Vergangenheit der Kirchengemeinde kennen und erschließen (Ohne Herkunft keine Zukunft/ Theologische Erschließung des historischen Kirchenraums)

Verbindung zum Hospital (Die Gemeinde als heilender Raum)

Heilsgeschichte in Verbindung mit Kirchengeschichte (Anbindung an die Vergangenheit der Gemeinde, Siemakerng)

Kirche im Dorf – Bedeutung für die eigene Identität (Zedtwitz)

Besuchsdienstkreis (früher einmal vorhanden aber durch den Tod von Mitgliedern zum Erliegen gekommen)

- ***Welche Potentiale (Charismen, Stärken) sind für die weitere Entwicklung der Gemeinde besonders wichtig?***

Synergieeffekte zwischen den Gemeindeteilen (gegenseitige Bereicherung als Folge der Verschiedenartigkeit)

Selbstbewusstsein und Verlässlichkeit

Offenheit und Streitbarkeit

Leitungsgremien und Leitungspersonen sind kritikfähig, konfliktfähig, kompromissfähig

Gutes Gottesdienstprogramm (1. [Haupt-, Predigt- und Kindergottesdienste] und 2. Programm [meditativer Wochenschluss, Familiengottesdienste], Gemeindeteam, Gottesdienste in den Einrichtungen, gehaltvolle Predigt, Kanzel in der Mitte der Kirche)

Standpunkte bilden, sich positionieren

Vielfalt des Generationenspektrums

Seriöse Außenwirkung

Kirchenmusik

Aufgeschlossenheit gegenüber Neuem

Aufbruch in den Kigoteams

- ***Was könnte aufgrund der vorhandenen Stärken und Ressourcen Neues möglich sein?***

Ausbau der Familiengottesdienste. Diese sollen auf einem zu erarbeitenden Konzept beruhen und aus einer Intensivierung der Kigoteamarbeit herauswachsen.

Versuch des Aufbaus eines Besuchsdienstes in Zedtwitz

Kirchenvorsteherrüstzeit im Januar alle 2 Jahre

# Das Elend im Pfarrberuf heute - Lage und Lösungswege

Von Jörn Halbe

*Begleitung und Beistand in individuellen Krisen sind wichtig. Doch sie genügen nicht, wenn die Art und Häufigkeit solcher Krisen aus einer objektiven Not stammt bzw. die Krisen selbst strukturelle Ursachen haben. Genau dies ist aber nach Jörn Halbe im Pfarrberuf der Fall.<sup>1</sup>*

## I. Nicht nur eine Sache der betroffenen Personen

Erschöpfungszustände bis hin zum »Burnout-Syndrom« sind eine Gefahr für Menschen, die aus ideellen Gründen viel Energie in ihren Beruf investieren und hohe Erwartungen in ihre Arbeit und ihre Leistungsfähigkeit setzen, dabei aber Bedingungen unterworfen und Ansprüchen ausgesetzt sind, die auch beim besten subjektiven Willen objektiv nicht zu erfüllen sind – wenn beispielsweise der Rahmen fehlt, der dem beruflichen Handeln Maßstäbe, Ziele und Grenzen setzt und der es auf diese Weise überhaupt erst ermöglicht, in der Arbeit zur Ruhe zu kommen und in der Ruhe zum Frieden. Die Folge ist »negative Stress« des auf sich selbst zurückgeworfenen, nur noch sich selber richtenden Subjekts.<sup>2</sup>

Das genau ist das berufliche Elend, in dem ich Pastorinnen und Pfarrer zunehmend häufig gefangen sehe. Es ist nicht einfach das Maß – und sei es das Übermaß – anfallender Aufgaben und Pflichten, das krank macht (das gibt es im Einzelfall auch); tiefer liegt und umfassender wirkt das Zerfließen, die Diffusion, der Gesichtsverlust des Pfarrberufs selbst. Und mit »Gesichtsverlust« meine ich beides, den Verlust des »Ansehens« und den Verlust des »Charakters«, des typisch Eigenen, Unverwechselbaren dieses Berufs, das den Betroffenen sagen könnte, wer sie sind, was sie sollen. Verloren geht, was sie auf diese Weise verpflichtet würde, aber auch entlasten, formen, aber auch befreien.

## II. Die Lage

Was sich für Pastorinnen und Pfarrer im Unterschied zu früheren Zeiten grundlegend gewandelt hat, wird von Fulbert Steffensky so zusammengefasst: »Die Zeit der festen Rollen ist vorbei. Der Pfarrer (und nun auch die Pfarrerin) sind nur noch sie selber, es schützt, ermuntert und verdirbt sie immer weniger ein diesem Beruf vorliegendes Muster. Sie sind, die sie sind. Ihre Worte werden nicht gehört, weil sie aus dem Mund des Pfarrers oder der Pfarrerin kommen. Sie werden gehört und bedacht, insofern sie gut sind. Sie werden geehrt, insofern sie ehrenhaft sind, und nicht, weil sie einen geistlichen Beruf haben. Pfarrhäuser und Pfarrer werden unkenntlicher, sie werden nicht mehr an ihrer Kleidung erkannt, nicht mehr an einem beruflichen Einheitsvokabular, nicht mehr an der Art, wie sie mit ihren Partnern und ihren Kindern umgehen. Das bedeutet zu-

nächst eine größere Freiheit. Sie sind nicht mehr Opfer ihrer Rolle, und das Pfarrhaus ist keine Opferstätte der Individualität mehr. Aber es bedeutet auch eine oft zu schwere Last. Sie müssen sich ständig ausweisen und ständig beweisen, noch mehr: sie sollen ihre Botschaft ausweisen. Das Evangelium wird für so gut gehalten, wie die Pfarrerin oder der Pfarrer ist, die es predigen. Das aber ist zu viel für die Schulter eines Menschen.«<sup>3</sup>

Dies alles hat Gründe im Wandel unserer Gesellschaft im Ganzen. Auf die Gestalt und das Leben der (westdeutschen<sup>4</sup>) Kirchen bezogen, gilt jedenfalls:

Konvergente Entwicklungen der letzten dreieinhalb Jahrzehnte haben dazu beigetragen, dass Pfarrerinnen und Pastoren ihre Kirche immer weniger als »Haus«, das heißt als einen Raum erfahren, der ihnen im Umgang mit sich und mit anderen als ihnen vorgegeben hilft, ihr eigenes Innen zu ordnen, zu wissen, was ihre Aufgabe ist, zu unterscheiden, was wichtig ist, zu bejahen, was Grund ihrer Autorität ist, zu begrenzen, was ihre Verantwortung ist – kurzum: als einen Raum, der es ihnen erlaubt und erleichtert, zu sein, was sie tun, und zu leben, was sie sind.

Für Pfarrerinnen und Pastoren ist es eng geworden – nicht nur unter dem Gesichtspunkt schrumpfender Gemeinden und schwindender Mittel, sondern erst recht, weil sich alles Erwarten auf sie als Person konzentriert, auf den engen Raum ihrer Subjektivität und die Fähigkeit, sich darin selbst zu ordnen.

Was dazu beigetragen hat, lässt sich im empirischen Sinn zumindest auch als äußerer Wandel beschreiben: Der Mitgliederschwund und das Schwinden der Mittel gehören zur Grunddynamik. Zugleich aber lösten sich auch bis dahin noch einigermaßen stabile Strukturen des Pfarrberufs auf:

- die Öffnung des einstmaligen Männerberufs auch für Frauen
- die Schaffung von Teilzeit- und geteilten Stellen
- der »Mutationssprung« vom Pfarrhaus zur Dienstwohnung, die nicht mehr geistliches Leben in all seiner Ambivalenz, sondern Anfragbarkeit für die Leistung von Diensten symbolisiert
- das Unterlaufen und teilweise dann auch formell die Aufhebung der Residenzpflicht
- der Niedergang der Parochie, die angesichts heutiger Differenzierung der Lebens- und Institutionenbereiche nur noch in der Vorstellung integriert, was an Vollzügen und Themen des Lebens längst aus der Welt von Familie und Wohnen ausgewandert ist.

Geblieden ist der »Lebenszyklus« und geblieben sind – bezogen darauf – die »Dienstleistungen« in Seelsorge, Amtshandlungspraxis, Gottesdiensten und Erziehung.<sup>5</sup>

Das klamme Gefühl von Pfarrerinnen und Pastoren, das Leben lebe an ihnen vorbei, mag als solches nicht neu sein; neu aber ist, wie verbreitet und wie begründet dieses Gefühl ist. Denn in allem hier angedeuteten Wandel traditionaler Strukturen hat ja der Pfarrberuf teil am Gesellschaftsprozess insgesamt und der läuft darauf hinaus, dass bei schwindender Außenorientierung des Lebens und Handelns das binnengeleitete Wäh-

len und Entscheiden immer stärker »beansprucht« (im Doppelsinn des Wortes: subjektiv verlangt und objektiv zugemutet) wird. Das gilt wie für alle in der »Erlebnisgesellschaft« (Gerhard Schulze) erst recht für »Erlebnis-Anbieter«, wie Pfarrer und Pastorin es sind: Immer weniger ist es das »objektiv Gebotene«, das ihnen sagt, was zu tun ist; immer stärker die Selbstbefragung mit allem Risiko, an dem, was die Leute entscheiden und wählen, gerade vorbei zu entscheiden – ein Stress, der immerhin erklärt, woher so viel Müdigkeit, aber woher auch so viel Tingeltangel kommt. Was erreicht werden soll, sind nicht Leute, sondern die Erlebnislücken in der Innenwelt der Leute.

Nicht überraschend vielleicht, aber bemerkenswert ist es allemal, wie konform sich dazu dominante Konzepte Praktischer Theologie und kirchlich-offizieller Programme verhalten. Sie steuern dem nicht entgegen; sie verstärken das, was ist, und zwar in dreifacher Hinsicht.

### **1. Befragungen zum Zweck der funktionalen Bestimmung pastoraler »Identität«**

Der Versuch, empirisch zu erforschen, was Hans und Grete von der Kirche, speziell von Pfarrern und Pastorinnen erwarten, verspricht auf den ersten Blick Kompensation für das, was seit Anfang der 70er Jahre an Stabilitätsverlust<sup>6</sup> sowohl der Institution als auch des Berufsbildes zunehmend spürbar wurde. Worauf es dann aber hinauslief, war (in den hier relevanten Bezügen) zweierlei:

- Für das, was »Kirche« ist, steht und haftet in der Wahrnehmung der Leute jeweils die Pastorin, der Pfarrer in Person.
- Auf sie, die Person der Pastorin, des Pfarrers, richten sich inkongruente Rollenerwartungen<sup>7</sup>, die allenfalls additiv gebündelt<sup>8</sup> und nie enttäuschungsfrei erfüllt werden können<sup>9</sup>.

Das in dieser Weise »funktional« rekonstruierte Berufsbild verwickelt die Betroffenen (und über sie die, die mit ihnen Erfahrungen machen) gleich doppelt in Widersprüche: Es zeichnet sie aus und wertet sie auf – aber durch einen Anspruch, den sie nicht erfüllen können, nämlich »für Kirche zu stehen«. Und es verspricht Orientierung in der Wahrnehmung ihres Berufs – jedoch durch Rollenvorgaben, die desorientierend, weil disparat, aber »gleich gültig« sind, nämlich mit gleicher Geltung begründet in den Erwartungen Dritter. Kein Zufall: »Authentizität« und »Identität im Beruf« werden zu Schlüsselbegriffen. Es meldet sich darin, was hier gesucht und so nicht zu finden ist.

### **2. Bildungsplanung mit dem Konzept pastoraler »Kompetenz«**

So startet mit Ende der 70er Jahre ein neuer Begriff seine steile Karriere, zunächst in der Reflexion auf und sodann in Programmen für theologische Bildung in Studium und Beruf: »Kompetenz«<sup>10</sup>. Die Grundfigur bleibt dabei gleich: Ihrer selbst im Umfeld der Gesellschaft unsicher geworden – und dies nun verstärkt durch die neue Erfahrung, dass es an kirchlichen Stellen für nachwachsende Theologinnen und Theologen zu mangeln begann –, hält die Kirche an einem fest, dass nämlich Wohl oder Wehe, dass Überzeugungskraft und Glaubwürdigkeit ihrer Sache an der Person des Pfarrers oder der Pastorin hängen, die Einzelne, der Einzelne – man weiß nicht, ob als rettender Strohhalm oder als Fels in der Brandung. Gebraucht ist in jedem Fall eins: »Kompe-

tenz«, und zwar »theologische«, die als je eigene persönlich zu erwerben, biographisch zu entwickeln, situationsangemessen auszudifferenzieren, in sich aber invariant so strukturiert ist, dass fachtheologische Kenntnisse und Einsichten die Grundlage jeden Erwerbs berufsrelevanter Fertigkeiten bilden<sup>11</sup>.

Man konnte in diesem Konzept auch Befreiendes finden: eine Fähigkeit, die als theologische die Kriterien und als Kompetenz das Vermögen beinhaltet, sich im Spannungsfeld konkurrierender Erwartungen zu begrenzen und zu profilieren. Das aber zeigt auch zugleich die Pointe: Es geht um ein Konzept beruflicher Selbststeuerung, das im Selbstbild der Pastorinnen und Pfarrer das Primat theologischen Wissens, im institutionellen Rahmen von Universität und Kirche das Primat entsprechender Wissensvermittlung und – hier entscheidend – im Leben und Leitbild von »Gemeinde« das Primat der Amtspersonen sichert<sup>12</sup> – der »Profis« den »Laien«, der »Häupter« den »Gliedern« gegenüber. Wenn nicht alle Gewalt, so doch alles Gestalten geht von ihnen aus – und vom Innen: vom homo theologicus als Subjektkern und Kernsubjekt der Frauen und Männer in diesem Beruf. Die Gemeinde als Haus aus lebendigen Steinen, und zwar selber lebendigen Steinen, kommt dabei nicht in den Blick<sup>13</sup>.

### **3. Marktanalyse zur Optimierung pastoraler »Effizienz«**

Genau auf dieser Linie liegt, was die Finanznot der Kirchen seit Anfang/Mitte der 90er Jahre an Reaktionen hervortrieb. Das Fehlen des Geldes schlug nicht nur real auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen, ja überhaupt auf die Zugänglichkeit und Zukunft des Pfarrberufs durch. Es schlug gleichzeitig um in eine umfassende Ökonomisierung kirchlichen Denkens und Planens, geleitet vom tragenden Imperativ betrieblichen Wirtschaftens: Die Zukunft des Unternehmens zu sichern. Das Leben kam ins »Angebot«<sup>14</sup>. Die Logik des Marktes wurde strukturbildend – nicht nur im Neubau von Sprache nicht nur im Umbau von Theologie, auch in Strategien und Projekten der Reorganisation von Kirche unter dem Gesichtspunkt höherer Attraktivität und verbesserter »Angebotskonzepte«<sup>15</sup>.

Darin lag auch das Versprechen, veränderte Strukturen und voraussetzungsvolleres (Organisations-)Wissen würden die pastorale Arbeit weniger störungsanfällig und enttäuschend, damit für alle Beteiligten weniger frustrierend werden lassen. Aber zugleich verengte sich damit die Perspektive, in der diese Arbeit gesehen wurde, und es wuchs der Druck des Maßes, mit dem sie gemessen wurde: Erfolg war das Maß, Effizienz die Perspektive. Und der Markt fällt das Urteil.

Um ganz zu ermessen, was das bedeutet, muss man sich klar machen<sup>16</sup>: »Der Markt ist der Kontingenzraum par excellence – ein höchst fluides Gewirr von Lücken und Nischen, die sich ebenso schnell auftun, wie sie wieder verschwinden oder von der Konkurrenz geschlossen werden. Jeder Versuch, die Dynamik stillzustellen, muss scheitern. Erfolg hat nur, wer sich ihr mimetisch angleicht oder sie gar zu überbieten sucht, mit anderen Worten: wer beweglich genug ist, seine Chance zu erkennen und zu ergreifen, bevor ein anderer es tut.«<sup>17</sup> »Für den Einzelnen ergibt sich daraus eine paradoxe Situation: Einerseits ist er den Kräften des Marktes ausgeliefert wie einer Naturgewalt, andererseits kann er seinen Erfolg wie sein Scheitern niemandem zuschreiben als sich selbst.«<sup>18</sup> »Empowerment und Demütigung gehen Hand in Hand.«<sup>19</sup>

Mit anderen Worten: Die Übernahme markt-orientierter Führungskonzepte in die Programmatik kirchlicher Organisationsentwicklung (endgültig nun im Impulspapier »Kirche der Freiheit«) unterwirft beide – die Organisation wie die Einzelnen in ihr, die Kirche wie ihr Personal und darin besonders Pastorinnen und Pfarrer – dem Dauerstress nie abgeschlossener, weil unabschließbarer Optimierungsprozesse. Verlangt und prämiert wird »eine von umsichtiger Fürsorglichkeit geprägte Grundhaltung, die das Wort ›genug‹ nicht kennt und bestrebt ist, dem Kunden immer einen Schritt voraus zu sein.«<sup>20</sup> Das schließt ein: Der Einzelne selbst wird »zum Agenten eines kontinuierlichen Verbesserungsprozesses an der eigenen Person.«<sup>21</sup> Er spielt mit in einem Spiel, das eines nicht kennt: Gnade. Denn es erlaubt nicht nur nicht, sondern verbietet geradezu, (theologisch gesprochen<sup>22</sup>) zwischen »Person« und »Werk« zu unterscheiden. Es »fordert und fördert« (nach eigenem Sprachspiel), aber es braucht, bringt hervor und implementiert in Wahrheit die Person als Werk.

Systematisch-theologisch steht damit die (Möglichkeit der) Fundamentalunterscheidung von »Gesetz« und »Evangelium«, damit die Freiheitsbotschaft der Rechtfertigungslehre und also – zumindest für die Kirchen der Reformation – nicht weniger als alles auf dem Spiel.<sup>23</sup> Praktisch-theologisch, nämlich in der Perspektive empirischer Ekklesiologie, erschließt sich die Aussicht, dass es womöglich gelingt, mit den hier fraglichen Mitteln die Organisation der Kirche zu salvieren. Die Frage ist nur, ob sie es dann auch noch ist: Kirche.

»Identitätskrisen« sind das eine, »Krisenidentität« ist das andere. »Krisenidentität« ist dadurch gekennzeichnet, dass wachsende faktische Unsicherheit (also nicht nur »Verunsicherung«) in den Außenbezügen und der Außenorientierung einer Person oder Gruppe einseitig, weil »objektiv« nicht abzuwenden, in eben diese Person oder Gruppe hinein verlagert und zum Anspruch an sie wird, sich in ihren Selbstbezügen und in ihrer Binnenorientierung desto höher »subjektiv« zu sichern. Nicht »Es gibt viel zu tun, packen wir's an!«, sondern »Du hast keine Chance, ergreife sie!« bestimmt diese Situation. Krisenidentität spiegelt die Unzugänglichkeit eines sich verschließenden oder sich entziehenden Außen in einem desto bemühteren, höher beanspruchten Innen. Theologisch gesprochen, aber nicht nur theologisch gemeint: Die Störung im Verhältnis zum »Extra nos« führt zu Hypertrophie des »In nobis«.

Zur Symptomatik gehört dementsprechend, dass Tugenden und Fähigkeiten wie »Flexibilität«, »Professionalität«, »Verzichtbereitschaft«, »Kompetenz« ebenso in aller Munde sind wie Klagen darüber, es fehle daran: Eins wie das andere, Tugend wie Tadel, spricht ja von objektiven Problemen äußerer Realität, als wären sie eigentlich nur eine Frage richtiger Ausstattung und Einstellung der Subjekte. Wer's glaubt, wird nicht selig! Denn wieder ist nur ein desto bemühteres, höher beanspruchtes Innen die Folge – und zugleich damit so etwas wie ein resignativ-panischer Egoismus, der in die Vereinzelung führt, der die Kollegialität vergiftet und der Weltmeister macht in der Kunst, sich projektiv zu entlasten, d.h. Anspruch und Vorwurf mit Gegenanspruch und Gegenvorwurf zu beantworten. Kein Wunder, dass es in einer Erhebung des vergangenen Jahres zur Arbeitszufriedenheit im Pfarrberuf heißt: »Unter den Negativerfahrungen [der befragten Pfarrerninnen und Pastoren] stand [...] eindeutig das Verhältnis zu den KollegInnen als Feld häufiger Frustrationen und Konflikte an erster Stelle.«<sup>24</sup>



Der Grund alles dessen liegt im Verlust eines sicheren, sichernden Raumes, den nicht nur die Kirchen im Blick auf die Welt, sondern – verbunden damit – auch die Pastorinnen und Pfarrer in ihrem Verhältnis zur Kirche erfahren haben und erfahren. Die Welt braucht immer weniger die Kirche, die Kirche immer weniger Pastorinnen und Pfarrer – und sie, die Pfarrerinnen und Pastoren, sollen darüber nicht wütend oder müde werden, sondern desto flexibler, professioneller, genügsamer, kompetenter ... wie ihrerseits ja auch die Kirche in ihrer Beziehung zur Welt sich ordentlich Mühe gibt, nicht gekränkt und verbiestert zu sein, sondern alert, effizient, up to date und mit marktoptimiertem Produkt: »Kirche der Freiheit«, statt einfach – und allerdings weniger schlicht – befreiende Kirche.

### III. Lösungswege

Die Wurzel des Übels liegt in der Ekklesiologie – in einem engen, aus Existenz- und Zukunftsangst einseitig »machbarkeitslastig« gewordenen Kirchenverständnis. Theologisch geurteilt: Es herrscht das »Gesetz«.

Das hat mit einer Schwierigkeit zu tun, der wir nicht ausweichen können: Die Kirche ist als Menschenwerk, als Organisation unterwegs in der Zeit – mit allem, was das an sachlichen Zwängen und an Gestaltungsverantwortung einschließt; zugleich aber ist sie als Gotteswerk, als creatura verbi in der Welt – und wir sind verpflichtet, von da her, von der Bibel her zu bestimmen, was sie ist und sein soll. Überblickt man die Diskussion um Pfarrerberuf und Pfarrerbild, wie ich sie dargestellt habe, so zeigt sich, dass sie konzentriert organisationstheoretisch und berufssoziologisch geführt worden ist – bezogen eben auf Kirche als Organisation. Unterbelichtet geblieben, wenn nicht ganz ausgefallen ist dagegen die Frage, was es für diesen Beruf und die berufliche Praxis bedeutet, dass er in erster Instanz als »Dienst am Wort« (ministerium verbi) ekklesiologisch begründet ist – verankert im »Extra nos«, gerade nicht nur der Organisation, sondern des Glaubensgrundes der Kirche, wofür als Kennzeichen die Ordination fungiert.

Noch einmal Fulbert Steffensky: »Wir müssten verzweifeln, wenn wir nur die wären, die wir sind. Wir müssten an unserer Kirche verzweifeln, wenn sie nur die wäre, die sie ist. Wir sind nicht die Garanten unserer selbst. Wir leben, weil wir bezeugt sind. ›Der Geist gibt Zeugnis unserm Geist, dass wir Gottes Kinder sind.‹ (Röm 8,16) [...] Das gilt nicht nur für uns Einzelne. Es gilt für die Kirche. Und so ist die Kirche sich nicht nur aufgegeben, sie ist sich selber vorgegeben.«<sup>25</sup>

Alles, was Pfarrern und Pastorinnen hilft, sich dieses Glaubens, dieses Grundes ihrer Arbeit zu vergewissern, begegnet dem Trend und wehrt der Gefahr, dass sie in ihrem beruflichen Leben unter die Dinge geraten. Und die Kirche – als Organisation – hat die Pflicht, für solche Vergewisserung die geeigneten Räume zu schaffen: Nicht nur aus Gründen der Fürsorge, sondern eingedenk dessen, dass sie Kirche ist. Einige Beispiele als »Wegweiser« auf der Suche nach Lösungswegen:

#### 1. Das Pastoralkolleg

Die Ursprungsidee des Pastoralkollegs gehört hierher – als die eines Ortes von Fortbil-

dung, die nicht primär handlungsorientiert auf berufliche Qualifizierung abzielt, sondern die sich leiten lässt von dem (gut reformatorischen) Gedanken, dass die »persönliche Glaubensgewissheit der beruflichen Handlungsgewissheit voran[geht]« – »opus non facit personam, sed persona facit opus«.<sup>26</sup> Das heißt konkret: Im Umgang mit der Bibel, in festen Zeiten des Gebets und in gemeinsamem Leben geht es darum, zurückzufinden zu den Quellen persönlichen Glaubens und beruflichen Lebens, sie zu klären, zu reinigen, neu daraus zu schöpfen; Zweifel und Enttäuschungen zu teilen; einander zu stärken in der Hoffnung und der Liebe; die eigene Praxis zu evaluieren; Mut zu fassen und Ideen zu spinnen im Blick auf die Arbeit, die kommt. Vergewisserung im Amt, und zwar konstitutiv in Gemeinschaft der Ordinierten: Dazu und darum wurde das Pastorkolleg erfunden.<sup>27</sup> Dies zunächst und noch lange ausdrücklich im Unterschied zu Konzepten der Fort- und Weiterbildung nach Maßgabe institutionellen »Bedarfs«, organisationstheoretischer Weisheitslehren oder kirchenleitender Zielvorgaben – ohne darum überhaupt deren Recht zu bestreiten. Sie haben ihren Ort wo immer, aber nicht im Pastorkolleg. Dessen Qualität im Sinn und Interesse »respirativer Personalzurüstung« hängt entscheidend ab von der Klarheit und Ursprungstreue in diesem Punkt. Das gilt im Blick auf Themen und Methoden, nicht minder aber auch im Blick auf den Standort, die Räume, den in den Dingen wohnenden Geist der Arbeit im Pastorkolleg.<sup>28</sup>

## **2. Ein Kolleg für nicht-ordinierte Mitarbeiter/innen**

Vor einem Vierteljahrhundert bereits (1982) hat man gefragt: »Wann [...] werden die Landeskirchen den immer dringender werdenden Bedarf an ›Pastorkollegs‹ für die große Zahl der nicht-ordinierten kirchlichen Mitarbeiter sehen? Viele von ihnen haben sich von ihrem Engagement eine Vergewisserung im Glauben erhofft und ihre Hoffnung noch nicht aufgegeben.«<sup>29</sup> – Eine berechtigte Frage, aber immer noch offen! Berechtigt auch darum, weil sie auf ein Problem verweist, das die pastorale Praxis in hohem Maße belastet: Es ist zunehmend unklar geworden, was eigentlich »Amt« und »Ordination« für die berufliche Identität der Pastorinnen und Pfarrer und damit für das Verhältnis sowohl der Ordinierten zu den Nichtordinierten als auch der Ordinierten zueinander in der Sache bedeutet.<sup>30</sup> Die Ausdifferenzierung immer neuer Handlungsfelder in der pastoralen Praxis, entsprechend die Spezialisierung der Arbeit hat alle Aufmerksamkeit berufssoziologisch auf das gelenkt, was »Professionalisierung« des Pfarrberufs heißt, aber mit anderem und vielleicht größerem Recht »Entprofessionalisierung« genannt werden könnte und wirklich genannt worden ist – schlicht, weil das Ende vom Lied ist: »In diesem Beruf wird es immer schwerer zu wissen, was man als Erstes und Wichtigstes zu tun hat«<sup>31</sup>, und im Verhältnis zu Mitarbeitenden: ...was man aus gutem Grund nicht zu tun hat. »Vergewisserung im Amt« verlangt heute Arbeit und Orte, sich neu und wieder berufstheologisch »des Amtes« zu vergewissern. Nicht zur Wiederbelebung vergangener Pfarrherrlichkeit, sondern genau, um Tendenzen dahin und der Versuchung dazu zu begegnen.

## **3. Die Praxis des Studiums**

»Könnten [fragt Fulbert Steffensky] die Orte intellektueller Bildung nicht mehr, als sie es jetzt sind, Orte religiöser Bildung werden? Ich nehme als Beispiel die Universität. Es werden Lehren, Theorien, Methoden gelehrt. Wenn Praxis gelehrt wird, dann die Praxis der Vermittlung, selten aber die der religiösen Selbstgestaltung. Angehende Pfarrer und

Pfarrerinnen lernen zu wenig spirituellen Benimm. Sie lernen etwas über das Wesen des Gebetes, sie lernen keine Formen des Betens. Der Korrespondent der universitären Theologie ist die Wissenschaft, nicht die Kirche. Darum ist sie oft auch so langweilig und optionsfrei. Unsere angehenden Pfarrer und Pfarrerinnen bräuchten einen Spiritual oder eine Spiritualin, einen Menschen, der sie in ihrer Studienzeit begleitete; der sie kannte; der sie einführte in geistliches Leben. Sie bräuchten Menschen, die sie nicht nur verstehen lehrten, was sie später selber lehren, sondern die sie lieben lehren, was sie lehren sollen. [...] Zum ersten Mal stoßen junge Menschen im Predigerseminar auf eine andere Praxis, das aber ist spät.«<sup>32</sup>

#### **4. Retraiten**

Zunehmend häufig ziehen sich Pfarrerinnen und Pastoren für Zeiten geistlicher Übung in Klöster oder Retraitenhäuser zurück. Auch wenn man darüber schmunzelt, dass »Protestanten gelegentlich Kloster spielen wie in Locom oder Amelungsborn«<sup>33</sup>. Es sind dies freie Initiativen Einzelner, die eher zeigen, woran es mangelt, und die den besonderen Schaden heutigen Pastorendaseins – den Unfrieden unter Kolleginnen und Kollegen – nicht heilen, gegebenenfalls sogar noch vertiefen. Es ist gut, geprägte Orte spiritueller Tradition zu haben; es wäre besser, sie auch noch anders zu nutzen als nur jeweils »für sich«.

#### **5. Spirituelle Weggemeinschaften**

Eine neue Form »Spirituelle Weggemeinschaft«, zu der sich Gruppen zusammenfinden, ist vom Pastorkolleg in Thüringen entwickelt worden: Sie verbindet geistlich strukturierte »Oasentage« an verschiedenen Orten (»damit es niemand zu weit hat«<sup>34</sup>) mit geistlicher Begleitung (»Einzelgespräche zur Beratung des inneren Wegs«) und einer »kleinen Regel« (»Verabredungen zur Stärkung auf dem gemeinsamen Weg«). Diese Regel verpflichtet zu Fünferlei:

- »Wir praktizieren eine Gestalt geistlichen Lebens im Alltag. Die kann individuell sehr unterschiedlich sein, ist aber auf Beständigkeit aus.«
- »Wir haben aufeinander Acht und begleiten einander auf dem inneren Weg, soweit es unseren Möglichkeiten und dem Bedürfnis des anderen entspricht.«
- »Wir beten füreinander.«
- »Wir kommen zu Oasentagen zusammen.«
- »Wir bleiben bei dieser Verabredung mindestens für ein Jahr.«

Das ist dem Grundgedanken nach ein Pastorkolleg der Zelte, gebaut aus den Versprechen Gottes, aus Gebet und Geschwisterlichkeit.

Entscheidender, als zu wissen, wer sie sind, ist es für Pastorinnen und Pfarrer, zu wissen, wo sie sind. Das Hintergrundbild sagt: in der Wüste. Das Bild selber sagt: aber nicht ohne Haut.

## Anmerkungen:

1 Gedanken zu einem Gespräch im Ausbildungsausschuss der Landessynode der Evangelisch-lutherischen Landeskirche Hannovers am 29.01.2007.

2 Vgl. in umfassender – medizinischer, psychologischer, soziologischer – Analyse: Alain Ehrenberg, *La Fatigue d'Être Soi. Dépression et Société*, Paris 1998.

3 F. Steffensky (Hg.), *Nicolaigasse. Der Pfarrer und das Pfarrhaus in der Literatur*, Stuttgart 2004, S. 14.

4 Dieser Vorbehalt gilt angesichts sehr eigener Entwicklungen in den Kirchen der DDR, die für sich zu betrachten und darzustellen wären.

5 Vgl. J. Halbe, *Die dünne Haut der Zelte. Gemeinde als transitorischer Ort – nicht nur in Diensten und Werken*, in: *WzM* 55/2003, S. 92–104.

6 Vgl. H. Hild (Hg.), *Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Umfrage, 1974 (21975)*. – Danach im Zehnjahresabstand fortgeschrieben.

7 Vgl. summarisch K.-W. Dahm, *Wird das evangelische Pfarrhaus »katholisch«? Zur Rückwanderung zentraler »Pfarrhausfunktionen« an die Person des »Geistlichen«*, in: R. Riess (Hrsg.), *Haus in der Zeit. Das evangelische Pfarrhaus heute, 1979, 21992*, S. 244-257, S. 247f.

8 K.-W. Dahm, aaO, S. 248, spricht von der Konstellation eines »Bündels von Rollen und damit Funktionen«.

9 Vgl. E. Lange, *Die Schwierigkeit, Pfarrer zu sein*, in: E. Lange u. a. (Hrsg.), *Predigtstudien 1973/1974, II.I*, 1973, S. 14-33.

10 E. Herms, *Was heißt »theologische Kompetenz«?*, in: *WzM* 30/1978, 253-265.

Dann: W. Hanssiepen - E. Herms (Hg.), *Grundlagen der theologischen Ausbildung und Fortbildung im Gespräch. Reform der theologischen Ausbildung 14, 1993*, S. 19ff.105ff. und passim.

11 Vgl. W. Hanssiepen - E. Herms (Hg.), *Grundlagen*, aaO, S. 20f. 105f.

12 Vgl. ebd., S. 24.107f.113.

13 Oder nur so, wie bei W. Hanssiepen - E. Herms, ebd., S. 244 (Ziffer 4).

14 »Leben im Angebot. Protestantische Orientierung in der modernen Welt«: Schwerpunktthema der 4. Tagung der 8. Synode der EKD, November 1993.

15 *Evangelisch-lutherische Kirche in Bayern, Dekanat München* (Hrsg.), *Das Evangelische München-Programm, Zusammenfassung der Ergebnisse 22.7.1996*. – Inzwischen und (trotz erwiesenermaßen enttäuschender Ergebnisse des »München-Programms«) programmatisch: *Kirchenamt der EKD, Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, 2006*.

Dazu mit Bezug auf das »München-Programm«: Matthias Rein, *Wachsen gegen den Trend? Fragen zu Herkunft und Bedeutung eines Leitmotivs des EKD-Impulspapiers »Kirche der Freiheit«*, MS (08.11.2006), bes. S. 8–9. Inzwischen vor allem: Günter Thomas, *10 Klippen auf dem Reformkurs der Evangelischen Kirche in Deutschland – oder: Warum die Lösungen die Probleme vergrößern*, in: *EvTh* 67/5, 2007, S. 361–387.

16 Vgl. zum Folgenden J. Halbe, *Chancen des Subjekts. Selbstorganisation als Leitungsaufgabe und als Praxis der Befreiung in der Kirche*, in: *WzM* 56/2004, S. 243–258.

17 U. Bröckling, *Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement*, in: Ders. u.a. (Hg.), *Gouvernementalität in der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*, stw 1490, Frankfurt/M 2000, S. 131-167, S. 133f.

18 Ebd., S. 162f.

19 Ebd., S. 162.

20 Ebd., S. 137; vgl. 143ff.152ff.

21 Ebd., S. 153.

22 Vgl. z.B. Martin Luther, Von der Freiheit eines Christenmenschen (1520), in: K. Bornkamm / G. Ebeling (Hg.), Martin Luther. Ausgewählte Schriften I, Frankfurt/M 1982, S. 238-263, S. 254ff.; Ders., Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können (1526), in: Dies. (Hg.), Martin Luther. Ausgewählte Schriften IV, Frankfurt/M 1982, S. 172–222, S. 174ff.

23 Vgl. Michael Beintker, Rechtfertigung in der neuzeitlichen Lebenswelt. Theologische Erkundungen, Tübingen 1998, bes. S. 155ff.170ff.

24 Karl-Wilhelm Dahm, Frust und Lust im heutigen Pfarrberuf, in: Deutsches Pfarrerblatt 5/2005, [http://www.deutsches-pfarrerblatt.d.../de.pfarrerblatt.servlet.Query?mode=article&id=165](http://www.deutsches-pfarrerblatt.de.../de.pfarrerblatt.servlet.Query?mode=article&id=165), S. 3 (Hervorhebung im Original).

25 F. Steffensky, Gott loben, das Recht ehren, Gesicht zeigen. Das Wesen und die zentralen Aufgaben der Kirche, in: Ders., Schwarzbrot-Spiritualität, Stuttgart 2006, S. 53–72, S. 55.

26 K.-A. Bauer – M. Josuttis, Dass du dem Kopf nicht das Herz abschlägst. Theologie als Erfahrung, Breklum 1996, S. 55 mit Anm. 114.

27 Vgl. umfassend K.-A. Bauer – M. Josuttis, aaO, und s. J. Halbe, Das Pastoralkolleg – ein institutionalisiertes Überraschungsrisiko, demnächst in PTh.

28 Vgl. H. Steinkamp / J. Halbe, »Gemeinde lernen«. Zur Didaktik Praktischer Theologie der Gemeinde, in: Martin Steinhäuser / Wolfgang Ratzmann (Hrsg.), Didaktische Modelle Praktischer Theologie, Leipzig 2002, S. 134–177, bes. S. 167ff.

29 D. Voll, Damit auch Pfarrer zu sich kommen, Neuendettelsau 1982, S. 77 (Hervorhebung J.H.).

30 Vgl. »Ordnungsgemäß berufen«. Eine Empfehlung der Bischofskonferenz der VELKD zur Berufung zu Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung nach evangelischem Verständnis. Texte aus der VELKD 136, 2006, und s. dagegen Ulrich Wilckens, Kirchliches Amt und gemeinsames Priestertum aller Getauften im Blick auf die Kirchenverfassungen der Lutherischen Kirchen, in: KuD 52, 2006, S. 25–57!

31 F. Steffensky, Ist das Pfarrhaus zu retten?, in: R. Riess (Hg.), Haus in der Zeit: Das evangelische Pfarrhaus heute, München, 21992, S. 302–309, S. 305.

32 F. Steffensky, Gott loben, S. 61.

33 Ebd., S. 60.

34 Programmblatt »Spirituelle Weggemeinschaft«, Pfarrer Dr. Matthias Rost, Jacob-Michelsen-Straße 5, 07749 Jena, T: 03641-425352, M: MatthiasRost@web.de. Hier auch das Weitere. ■

### **Über den Autor**

Jörn Halbe war von 1981 an Direktor des Predigerseminars der NEK, 1988–1990 OKR als Dezernent für das Erziehungs-, Bildungs- und Schulwesen im Nordelbischen Kirchenamt, 1990–2005 Rektor des Pastoralkollegs der NEK und PEK in Ratzeburg; seit Oktober 2005 im Ruhestand.

*Aus: Deutsches Pfarrerblatt - Heft: 4/2008*

Prof. Dr. Christian Möller, Heidelberg

## „Dass eine christliche Gemeinde Recht und Macht habe...“ (Martin Luther)

Referat bei dem Aktionstag fränkischer Kirchengemeinden „Aufbruch Gemeinde“  
am 11. Oktober 2008 im Lichtenhof, Gustav-Adolf-Gedächtniskirche zu Nürnberg

Eigentlich müsste es für die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern ein Grund zur Freude sein, dass heute ein Aktionstag fränkischer Kirchengemeinden unter dem Motto „Aufbruch Gemeinde“ stattfindet. Dass aus „Betreuungsgemeinden“ endlich „Beteiligungsgemeinden“ werden, die bewusst den Weg der Kirche vor Ort selber gestalten, indem sie sich als Basis der Kirche begreifen und daraus Konsequenzen ziehen – diese Forderung beginnt in dem „Aufbruch Gemeinde“ heute konkrete Gestalt anzunehmen. Wenn dieser Anfang sich in der ganzen Landeskirche und dann gar in der ganzen Evangelischen Kirche in Deutschland mit ähnlichen Aktionstagen ausbreitete, könnten sich die Kirchenleitungen glücklich preisen, dass sie es mit aktiven Beteiligungsgemeinden zu tun bekommen, die vor einer Verantwortung für die ganze Kirche nicht zurückscheuen.

Auch die „überparochialen Dienste“ müssten sich darauf freuen, dass sie es in selbstbewusst gewordenen Ortsgemeinden mit einer nachbarschaftlichen Gestalt der Kirche zu tun bekommen, einer „Kirche der kurzen Wege“, in der sich über den Gartenzaun oder bei Straßenbegegnungen vieles so einfach und rasch klären lässt, was auf dem Dienstweg und bei größeren Distanzen oft schwierig sein kann. Es gilt in der Kirche wieder die Nähe zu entdecken in den einfachen, sinnlichen, nächstliegenden Vorgängen, wie sie eben vor Ort oft so leicht möglich sind. Das ist ja auch der ursprüngliche Sinn von Parochie als nachbarschaftliche Gestalt einer „Kirche der kurzen Wege“! Wie diese Kirche ihre Gestalt gewonnen hat, will ich zunächst kurz an einigen Grundentscheidungen der Heiligen Schrift, an Martin Luther und an der Barmer Bekenntnissynode von 1934 in Erinnerung rufen<sup>1</sup>.

### 1. Biblische Orientierung

Der Apostel Paulus richtet seine Briefe an die „Gemeinde Gottes in Korinth“ (1. Kor. 1,2) oder „an alle Geliebten und berufenen Heiligen in Rom“ (Röm 1,7) oder „an alle Heiligen in Christus Jesus in Philippi“ (Phil 1,1) „Geheiligt“ sind die Christen durch die Taufe. Von der Taufe her wächst die Gemeinde an diesem oder an jenem Ort. Die christlichen Gemeinden tauschen allmählich die Briefe der Apostel untereinander aus und bewahren Solidarität in der Kollekte mit der Jerusalemer Gemeinde

---

<sup>1</sup> Vgl. auch G. Holtz, Die Parochie. Geschichte und Problematik, HfG 40, 1967; U. Pohl-Patalong, Von der Ortskirche zu kirchlichen Orten. Ein Zukunftsmodell, Göttingen 2006.

(2.Kor.8f.) So wächst eine untereinander verbundene, vernetzte Kirche von unten heran, die als Leib Christi ökumenische Weite gewinnt. In der Offenbarung des Johannes gibt es schließlich Sendschreiben an die Gemeinden Kleinasiens, deren Siebenzahl das Ganze der Kirche symbolhaft darstellen soll. Und doch ist ein Sendschreiben an die Gemeinde in Ephesus oder eins an die Gemeinde in Sardes usw. gerichtet, als wären es schon Ortsgemeinden, während sie doch meist noch im Untergrund als Hausgemeinden leben müssen. Jedes Sendschreiben beginnt mit dem Sätzchen „An den Engel der Gemeinde schreibe“ und endet mit dem bezeichnenden Satz: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“. Es geht um die bei den Ohren genommene und zum Hören aufgerichtete Gemeinde vor Ort, die im Licht ihres Engels angesprochen wird. Jede dieser Gemeinden wird auf spezifische Weise bei den Ohren genommen, die eine in Philadelphia wird ermutigt, die andere in Sardes gewarnt, die dritte in Laodicea getadelt.<sup>2</sup> Und doch sind alle Gemeinde vor Ort füreinander geöffnet zur Ökumene des Leibes Christi.

## 2. Reformatorische Orientierung

„Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu beurteilen und Lehrer zu berufen, ein -und abzusetzen, Grund und Ursache aus der Schrift“(1523)<sup>3</sup>.- das ist eine der frühesten und zugleich radikalsten Schriften Luthers zur reformatorischen Ordnung der Kirche. Erbeten wurde diese Schrift von dem kleinen, sächsischen Städtchen Leisnig, das angesichts einer Pfarrvakanz von Luther gutachtlich wissen will, ob und inwieweit sie (vergeblich) darauf warten muss, bis die von Rom über den Bischof und das nahe gelegene Kloster Bruch einen Priester eingesetzt bekommt, oder ob sie selbst das Recht dazu hat, nach vorher erfolgter Anhörung der Kandidaten selbst einen Pfarrer zu berufen. Weiterhin will der Rat der Stadt Leisnig wissen, wie mit dem Geld, das in einem gemeinen Kasten für die Besoldung des Pfarrers zusammenkommt, verantwortlich umgegangen werden kann. Eine dazu in Leisnig erarbeitete Ordnung wird von Luther begutachtet und mit einem Vorwort versehen. Schließlich will die Leisniger Gemeinde von Luther wissen, wie der Gottesdienst neu geordnet werden soll. Alle drei Antworten Luthers sind insofern radikal, als sie die bisher von oben her erfolgte Ordnung der Kirche umkehren und die Gemeinde von Leisnig in die Lage versetzen, nach biblischen Maßstäben nun selbst zu urteilen, zu wählen, zu ordnen und ihr Geld selbständig zu verwalten. Den biblischen

---

<sup>2</sup> Natürlich sammeln und bauen sich die Gemeinden der ersten Christen in der Verfolgungszeit der ersten drei Jahrhunderte noch ganz vielfältig, wie es die jeweilige Situation vor Ort jeweils zulässt. Daraus nun aber den mit normativem Interesse geleiteten Schluss zu ziehen: „Die Christenheit ist also in den ersten beiden Jahrhunderten nicht systematisch und schon gar nicht territorial organisiert. Eine verbindliche Sozialform gibt es nicht“ ( Pohl-Patalong(38), liest das NT etwa so ungeschichtlich, als wenn man die im NT noch nicht vorhandene Trinitätslehre in Frage stellen oder durch einen Unitarismus pluralisieren wollte. Sobald das Christentum als öffentliche Religion im 3. und 4. Jh. zugelassen wurde, strebte es die territorial verfasste Kirche als Sozialform an, um Kirche für alle jeweils an ihrem Ort zu werden. Wer die Bibel nicht wirkungsgeschichtlich liest, verfällt zwangsläufig einem beliebig benutzbaren Biblizismus.

<sup>3</sup> WA 11, 408-416. (Ich zitiere alle drei Schriften Luthers an die Stadt Leisnig aus Inselausgabe Frankfurt 1982, Bd.V, 7-32)

Maßstab, den Luther zur Geltung bringt, findet Luther in Jesu Wort aus Joh.10, 27: „Meine Schafe kennen meine Stimme“ Daraus folgert er: „Hier siehst du ganz klar, wer das Recht hat, über die Lehre zu urteilen: Bischof, Papst, Gelehrte und jedermann hat die Vollmacht zu lehren, aber die Schafe sollen urteilen, ob sie die Stimme Christi oder die Stimme der Fremden lehren.“ Im Hören der versammelten Gemeinde kommt für Luther heraus, was Stimme Christi oder Stimme eines Fremden ist. Die hör- weil urteilsfähige Gemeinde ist die eigentliche Basis einer reformatorisch gereinigten und vom Kopf auf die Beine gestellte Kirche. Deshalb tut Luther durch Bibelübersetzung, Katechismen, Lieder und Volksschriften alles dafür, dass urteilsfähige Gemeinden entstehen.

Die Schriften an die Leisniger Gemeinde sind freilich kein Flächen deckender Plan für eine mögliche Kirchenreform, wie ihn 1526 der reformierte Theologe Franz Lambert von Avignon auf Bitten des hessischen Landgrafen Philipp zur Reform der hessischen Gemeinden entworfen hatte. Als der Landgraf diesen Reformplan an Luther sandte, um dessen Meinung zu erbitten, bekam er am 7.1.1527 eine denkwürdige Antwort aus Wittenberg:

„Ich bin bisher noch nicht so kühn gewesen, einen solchen Haufen von Gesetzen mit so gewaltigen Worten bei uns einzuführen...Eure Fürstlichen Gnaden sollte zuerst die Pfarren und Schulen mit tüchtigen Personen versehen und zuvor erproben, mit mündlichen Befehlen und schriftlichen Mandaten – und das alles aufs Kürzeste und Notwendigste beschränkt, was sie tun sollen. Und noch viel besser wäre es, wenn die Pfarrer zuerst einer, drei, sechs, neun untereinander eine einheitliche Weise in einem oder drei, fünf, sechs Stücken anfangen, bis sie in Übung und Gebrauch kommen, und danach weiter und mehr, wie sich die Sache wohl selbst geben und überzeugen wird, so lange, bis alle Pfarrer nachfolgen. Dann erst könnte man es in einem Büchlein zusammenfassen. Denn weiß es wohl und habe es auch wohl erfahren, dass die Gesetze, wenn sie zu früh und vor der Gewohnheit und der Übung festgesetzt werden, selten gut geraten. Die Leute sind nicht für das befähigt, was diejenigen für richtig halten, die am grünen Tisch sitzen und mit Worten und Gedanken sich ausmalen, wie es gehen sollte. Vorschreiben und Befolgen ist weit auseinander.“(WA Br 4, 157f. Nr. 1071).

Hier wird geradezu klassisch Luthers Weise deutlich, mit den evangelisch aufwachenden Gemeinden wie Leisnig u.a. umzugehen: Er gibt ihnen einen Ratschlag, falls er darum gebeten wird und wartet dann ab, ob und wie sich dieser Ratschlag bewährt, zuerst bei dieser Gemeinde, dann bei zwei oder fünf oder sieben anderen Gemeinden, bis endlich der Zeitpunkt kommt, dass sich aus der erprobten Praxis heraus eine gemeinsame Ordnung ergibt, die in aller Vorläufigkeit aufgeschrieben werden kann. „Eine Gemeinde ahme die andere frei nach“. Das ist der evangelische Zugang zu einer Ordnung in Freiheit, wie sie sich jeweils vor Ort im Hören auf das Evangelium langsam einstellt, ganz im Gegensatz zu der bisher von oben verordneten und rechtlich fixierten römischen Ordnung.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Es trifft nicht zu, Luther habe „die kirchlichen Ordnungen und Strukturen als irdisch zweckmäßige, nicht aber als theologische Fragen betrachtet“ (Pohl-Patalong, 48). Wie es eine „theologische Frage“ für Luther ist, wenn er die Ordensgemeinde verwirft, weil sie zu einem bigotten Christ-sein verführt, so ist es ebenso „eine theologische Frage“, wenn Luther die in seiner Vorrede zur Deutschen Messe erwogene Idee einer Hausgemeinde wieder verwirft, „denn ich habe die Leute nicht“. Diese Begründung ist keineswegs quantitativer, sondern qualitativer Art und blickt auf die in jedem Sünder steckende Gefahr der „Rotterei“. (WA 19,75ff.) Luther blieb



### 3. Urteilsfähige Gemeinden 1934

Erinnern will ich noch kurz<sup>5</sup> an die Bekennende Kirche im Dritten Reich, die entscheidend von urteilsfähigen Gemeinden vor Ort geprägt wurde wie z.B. der Kirchengemeinde in Berlin-Dahlem, der die Ohren und der kritische Verstand durch das Hören auf die Predigten Martin Niemöllers geschärft wurden. Gemeinden dieser Art gab es besonders zahlreich im Wuppertal, die sich im Mai 1934 zur Barmer Synode zusammaten, lutherisch wie reformiert, und hier u.a. in einer „Erklärung zur Rechtslage der Kirche“ zum Ausdruck brachten: „Die hierarchische Gestaltung der Kirche widerspricht dem reformatorischen Bekenntnis. Ihre echte kirchliche Einheit kann die Deutsche Evangelische Kirche nur auf dem Weg gewinnen, dass sie der Gemeinde als der Trägerin der Wortverkündigung den ihr gebührenden Platz lässt.“ Grundsätze dieser Art haben dann auch den Wiederaufbau der Evangelischen Kirche in Deutschland nach dem 2. Weltkrieg bestimmt. Grundlegend waren die Ortsgemeinden, auf die alle anderen Dienste der Kirche ausgerichtet waren.

### 4. Die Kritik an der Ortsgemeinde

Die Kritik an der Ortsgemeinde als dem tragenden Fundament der Evangelischen Kirche setzte etwa um 1960 ein und fand ihren ersten Höhepunkt in der 1967 veröffentlichten Studie des ÖRK „Die Kirche für andere und die Kirche für die Welt im Ringen um Strukturen missionarischer Gemeinden“, Genf 1967. Da heißt es programmatisch: „Solange die Kirchen dabei beharren, die Parochie oder die Ortsgemeinde als die normative Struktur zu betrachten, werden sie dem Leben in seinen wichtigsten Aspekten nicht begegnen“ (ebd.33f.)

Es hatte freilich schon seit dem 18. Jahrhundert erweckte Kreise, Schloss- und Hausgemeinden, landeskirchliche oder freikirchliche Gemeinschaften gegeben, die sich von der Ortsgemeinde separierten, weil hier Gläubige und Ungläubige als ein „corpus permixtum (eine gemischte Gesellschaft von Gläubigen und Ungläubigen, vgl. CA VIII) beisammen seien. Es hat im 19. Jahrhundert Diakonievereine gegeben, die die Liebestätigkeit der Kirche betonten und die Ortsgemeinde als diakonisch träge kritisierten. Auch blühte im 20. Jahrhundert die Ordensgestalt in der Evangelischen Kirche mit immer mehr Kommunitäten wie Selbitz oder den Schwestern des Casteller Ring wieder auf. Diese und ähnliche Gruppen rüttelten aber nicht an der Parochie als tragendem Fundament der Kirche, sondern

---

ausschließlich (und keineswegs zufällig) bei der „christlichen Gemeinde“ am Ort, weil ihre Struktur am ehesten dem corpus permixtum von CA VIII entspricht, Kirche für alle ist und das Evangelium in seiner alltäglichen und nächstliegenden Weise zur Geltung bringt, wie es ja auch dem sachlichen Ursprung von „gemeyne“ entspricht: das, was allen am Ort „gemeyne“ ist, wie es das deutsche Wort „Allmende“ heute noch weiss.

<sup>5</sup> Aus Platzgründen wird Wilhelm Löhes Arbeit in Neuendettelsau übergangen, die deshalb eine so tiefgehende und langfristige Wirkung hat, weil sie von der Ortsgemeinde ausgeht und mit der Kraft der Ortsgemeinde rechnet. Vgl. G. Schoenauer, Kirche lebt vor Ort. Wilhelm Löhes Gemeindeprinzip als Widerspruch gegen kirchliche Großorganisation“, Stuttgart 1990.

versuchen die Parochie zu ergänzen und zu erweitern, und das in der Regel so, dass sie für die Kirche keine neuen Kosten verursachen, weil sie sich selbst finanzieren und nicht an der Kirchensteuer der Ortsgemeinden profitieren wollen.

Die von der ÖRK-Studie ausgehende Kritik war fundamentaler, denn sie stellte die Parochie als das tragende Fundament der Kirche in Frage, weil sie „nur einen kleinen Sektor des Lebens“ ausmache, während der viel größere Sektor des Lebens in einer pluralistischen Gesellschaft ausgeblendet bleibe. Um den zu erreichen, müssten neue kirchliche Organisationen aufgebaut werden. Deshalb sollen Industriefarrämter, Sozialfarrämter, Akademiearbeit, Umweltpfarrämter, Schulpfarrämter, Beratungsstellen, Citypfarrstellen, Diakoniefarrämter usw. eingerichtet werden. Stets wurde und wird betont, dass durch die Neueinrichtung überparochialer Stellen keineswegs die parochiale Arbeit abgebaut und die Gemeindepfarrstellen gestrichen werden sollen.

Ein Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“, Hannover 2006, hat diese Kritik des ÖRK-Papiers noch verschärft und mit radikalen Perspektiven zur „Weiterentwicklung“ versehen. Die klassische Parochialgemeinde solle „fortentwickelt“ werden, weil sie „im Blick auf missionarische Herausforderungen und geistliche Qualitätsansprüche der Weiterentwicklung wie der Ergänzung“ (54) bedürfe. In den Ortsgemeinden stehe zu oft „eine vereinsmäßige Ausrichtung mit deutlicher Milieuverengung einer missionarischen Öffnung entgegen“ (54). Deshalb brauchten evangelische Gemeinden eine „Qualitätsoffensive“, die einerseits die Ortsgemeinden „missionarisch ausrichten“ und ihre Arbeit auf „anspruchsvollem Niveau gestalten“, andererseits aber weitere Standorte christlichen Lebens entstehen lassen wie z.B. eine „Kirche bei Gelegenheit“, Passantengemeinden, Profildgemeinden, Mediengemeinden, City-, Jugend oder Kulturkirchen“. Als Ziel der Weiterentwicklung sei deshalb ins Auge zu fassen, dass die Gemeinden rein parochialer Struktur von bisher 80 auf 50% gesenkt werden, während Profildgemeinden wie City-, Jugend- oder Kulturkirche und netzwerkorientierte Angebote wie z.B. Tourismuskirchen, Akademiegemeinden oder Passantengemeinden insgesamt auf 50% erhöht werden. Die Ortsgemeinde solle also „Grundform von Gemeinde“ bleiben, „aber ihre Bedeutung wird sich zugunsten anderer Gemeindeformen relativieren.“(57). Diese Vorschläge zur Reform bzw. zum Abbau der Parochie sind von Kommissionen am „grünen Tisch“ erarbeitet, zu denen GemeindepfarrerInnen gar nicht geladen waren, damit sie ihre Erfahrungen mit der Gemeinde vor Ort geltend machen konnten. Ob und inwieweit die Kirchenleitungen der einzelnen Landeskirchen, die ja die Verteilungsmacht der aus den Ortsgemeinden einkommenden Kirchensteuern haben, diese EKD-vorschläge zur „Fortentwicklung“ der alten und neuen Gemeindeformen aufgreifen und umsetzen werden, gilt es nunmehr sorgfältig zu beobachten. In den ersten entstehenden „Gemeindebünden“ (s.u.) scheint sich bereits Widerstand zu formieren.

## 5. „Aufbruch Gemeinde“

„Aufklärung“, so definiert I. Kant, „ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit“. Das könnte auch das Motto eines „Aktionstages“ sein, der sich die Parole „Aufbruch Gemeinde“ auf die Fahnen schreibt. In diesem Fall hieße „selbstverschuldete Unmündigkeit“, dass zuerst einmal gefragt wird, wie denn die Ortsgemeinden mitsamt ihren Pfarrern und Pfarrerinnen selbst zum Verlust ihres Ansehens beigetragen haben. Sind sie nicht allzu selbstverständlich davon ausgegangen, dass das biblisch-reformatorische Erbe der Parochie sich von selbst durchsetzen werde? Müssen sie nicht ständig – und gegenwärtig besonders heftig – für dieses Erbe streiten? Haben sie nicht allzu sorglos Kompetenzen der Ortsgemeinde abgegeben oder sich nehmen lassen? Ging es um Diakonie, dann hieß es: „Das können Fachverbände und Diakonische Werke besser als die Ortsgemeinde!“ Ging es um Seelsorge, dann wurde der Ortsgemeinde eingeredet: „Das können Seelsorgeberatungsstellen professioneller als die Ortsgemeinde!“ Ging es um pädagogische Probleme, so wurden die Religionspädagogischen Ämter eingerichtet usw.? So ging eine Aufgabe nach der anderen an die überparochialen Stellen, die sich nicht selbst finanzieren, sondern aus den in den Ortsgemeinden eingehenden Kirchsteuern bezahlt werden müssen. Die Ortsgemeinde aber verlor eine Aufgabe nach der anderen oder gab sie manchmal sogar gern ab. Nun aber bleibt für die entleerte Ortsgemeinde noch eine „rituelle Grundversorgung“, und die soll nach neuster Kirchenreformplanung z.B. in den ländlichen Bereichen der Kirche von Berlin-Brandenburg etwa so aussehen, wie sie mir von dem gerade in Berlin gegründeten „Gemeindebund“ mitgeteilt wurden:

Alle Gemeinden des Kirchenkreises bilden einen einzigen Pfarrsprengel, der aus fünf Großgemeinden besteht. Diese werden von sog. „Grundversorgern“ betreut, die nicht mehr im klassischen Sinn Gemeindepfarrer sind. Sie suchen die Menschen nicht auf. Sie sind an einem zentralen Ort ansprechbar. Die Kirchen sollen fortan „leere Hüllen“ sein, sofern die Ältesten nicht selbst dort Lesegottesdienste halten wollen. Daneben gibt es Pfarrer im Spezialdienst: Einen für die Jugend, einen für die Ehrenamtlichen usw. Diese tauchen punktuell auf, nicht in den Dörfern, sondern wieder nur an ausgewählten, zentralen Orten. Vollständige liturgische Gottesdienste mit Orgelmusik etc. soll es nur noch in den Stadtkirchen geben. Die Devise heißt: „Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit“. Gegen diese Reformpläne, die möglichst zügig seit 2007 umgesetzt werden sollten, gab es ein Minderheitenvotum von zwei Kirchengemeinden, die vor das Kirchenverwaltungsgericht zogen und mit ihrem Einspruch gewannen. Da aber zu erwarten ist, dass die Kirchenleitung mit neuen Gesetzen und Erlassen das geplante Ziel der Kirchenreform anstrebt, hat sich am 20.9.2008 ein „Gemeindebund“ von 29 Gemeinden in Berlin gegründet, die sich im Widerstand gegen die Auflösung der Ortsgemeinden gegenseitig Beistand leisten wollen (vgl. [www.gemeindebund-online.de](http://www.gemeindebund-online.de)). Einen ähnlichen „Gemeindebund“ gibt es bereits in Kurhessen, der kleine und kleinste Dorfgemeinden vor der Auflösung zu bewahren und deshalb z.B. mit Landessynodalen ins Gespräch zu kommen versucht ([ev-pfarramt-kleinenglis@t-online.de](mailto:ev-pfarramt-kleinenglis@t-online.de)).- Ob es nun auch in Bayern so einen „Gemeindebund“ gibt, wird sich in den weiteren Planungen dieses Nürnberger Aktionstages zeigen.

Bedenkenswert erscheinen mir in diesem Zusammenhang die Überlegungen, die der Journalist und Theologe Christian Nürnberger in seinem Vortrag „Warum McKinsey für die Kirche keine Lösung ist“ 2003 in Bonn ausführte: „Ich wäre nicht der, der ich geworden bin, wenn es in meinem fränkischen Dorf nicht einen Pfarrer, eine Gemeinde und die damit verbundene Infrastruktur gegeben hätte. Ich blicke dankbar auf meine Kindheit zurück, und weil ich will, dass jedes Dorf seine Kirche und seinen Pfarrer haben soll, bleibe ich in der Kirche und zahle gerne meine Kirchensteuer.- Nun höre ich aber von verschiedenen Seiten, zum Beispiel aus der Landeskirche Hannover, oder auch aus Mecklenburg, dass auf den Rat der Unternehmensberater hin jetzt Pfarrstellen gestrichen und Gemeinden zusammengelegt werden, und zwar unter dem Stichwort „Regionalisierung“. Ortsgemeinden solle es auch noch geben, aber von Ehrenamtlichen geleitet. Hauptamtliche sollen nur noch übergemeindlich in der Region tätig sein, Pfarrer brauche man nur noch für die lokale „Grundversorgung“. Das Einsparen von Pfarrstellen würde man in den Gemeinden nicht merken, denn durch „Kooperation in der Region“ entstünden „Synergieeffekte“. So könne der Konfirmandenunterricht im Kurssystem gehalten werden. Jede Mitarbeiterin hat ein Thema, mit dem sie herumreist und die Gruppen in der Region unterrichtet. Jede Pfarrerin, jeder Pfarrer macht im Monat nur noch eine Predigt und hält sie vier Mal an verschiedenen Orten in der Region. Die Osterpredigt wird dann also zum letzten Mal kurz vor Pfingsten gehalten, die Weihnachtspredigt kurz vor Beginn des Karnevals.--- Wenn ich das Wort „Regionalisierung“ höre, dann erinnere ich mich an die Gebietsreform in Bayern vor rund 30 Jahren. Ich wohnte damals in meinem fränkischen Dorf, und das war politisch eine selbständige Gemeinde mit einem eigenen Bürgermeister und Gemeinderat, die von den Dorfbewohnern direkt gewählt wurden. Durch diese politische Selbständigkeit herrschte in dem Dorf eine Verwaltung der kurzen Wege. Hatte man ein neues Auto anzumelden, ging man zu Fuß zum Bürgermeister, holte sich die Nummernschilder ab, und abends brachte einem der Bürgermeister den KfZ-Brief und den Schein persönlich vorbei. Samstag kehrte man die Strasse. Wenn irgendwo ein Wasserbruch war, wusste man sofort, wer ihn schnellstens beheben kann. Wenn eine Dorflaterne nicht brannte, sagte man es abends dem Bürgermeister oder Gemeindediener im Wirtshaus, und am nächsten Morgen wurde die Lampe ausgetauscht. Wenn dem Zaun ums Feuerwehrhaus eine Latte fehlte, hat sie derjenige, dem das Fehlen auffiel, einfach wieder eingesetzt. Kurz und gut: Man fühlte sich in seinem Dorf für das Dorf verantwortlich.--- Dann kam die Gebietsreform, das Dorf wurde Stadtteil und Vorort, und plötzlich fühlten sich die Leute nicht mehr so verantwortlich für ihr Dorf, denn dafür war ja jetzt die Stadt zuständig. Man kehrte samstags nicht mehr die Strasse, weil alle zwei Wochen die Kehrmaschine der Stadt kam. Wenn die Dorflaterne nicht mehr brannte, brannte sie längere Zeit nicht mehr, weil niemand genau wusste, wo in der Stadt man anrufen sollte, und außerdem wars ja wurscht, das ging einen jetzt ja nicht mehr so viel an, weil es ja jetzt eine Angelegenheit der Stadt ist... Und nun will auch noch die Kirche die Dörfer verlassen, will die vor 30 Jahren gemachten Fehler wiederholen und kommt sich dabei modern vor. Es ist aber nicht modern, wenn jetzt jede einzelne Gemeinde ihre Existenzberechtigung nachweisen muss. Wenn irgend jemand in der Kirche keines Nachweises seiner Existenzberechtigung bedarf, dann ist das die Gemeinde. Und wer zu beweisen hat, dass seine Existenz für die Kirche unbedingt nötig ist, das sind Regionalbischöfe, Bischöfe, Landeskirchenämter und Stabsstellen für Öffentlichkeitsarbeit. Die Urkirche hat sich aus Gemeinden entwickelt und ist bestens ausgekommen ohne all diese Häuptlinge und Wasserkopf-Bükratien. Die Kirche kann auf Landeskirchenämter und Stabsstellen für Öffentlichkeitsarbeit und auf vieles andere verzichten, aber nicht auf Gemeinden“ (abgedruckt in: Badisches Pfarrvereinsblatt 3, 2005, 59-76, ebd. 71f.).

Was sich seit 1975 in der Kirche an Neubildung von Spezialstellen unter der Forderung von Spezialisierung und Professionalisierung ereignet hat, ist ähnlich auch im medizinischen Bereich passiert, wo die Hausärzte ihre Kompetenz verloren, als jedes Problem an die Fachärzte delegiert wurde, weil diese für Kopf oder Fuß, Ohr oder Nase mehr Kompetenz hätten. Und was blieb noch von den Hausärzten? Doch es scheint sich in der Medizin

eine gegenläufige Entwicklung anzubahnen, die von der Gesundheitspolitik und den Krankenkassen gefördert wird. Es wird offenbar auf Dauer unbezahlbar, wenn die Leute sich bei jedem Problem zu Fachärzten flüchten und dabei regelrecht atomisiert werden. Der Hausarzt soll den ganzen Menschen wieder entdecken. Er soll erstinstanzlich, wie in Skandinavien längst üblich, entscheiden, ob ein Mensch wirklich den Facharzt braucht, oder ob sein Problem nicht viel rascher und ebenso gut beim Allgemeinmediziner gelöst werden kann.

Was ich mit diesem Beispiel sagen will, ist die je verschiedene Kompetenz des Spezialisten und des Generalisten. Die Parochie ist falsch beraten, wenn sie sich an der Professionalität des Spezialisten messen lässt – und umgekehrt! Ihre Kompetenz ist generalistischer Art und d.h. sie ist „Kirche der kurzen Wege“ und lebt davon, dass ihr weithin die Haustüren bei Besuchen offen stehen, weil sie nachbarschaftlich strukturierte Kirche ist. Da geht vieles über den Gartenzaun hinweg und an der Straßenecke oder am Tresen. Wie einfach, unkompliziert und schnell lässt sich hier vieles lösen! Christian Nürnberger hat das treffend beschrieben (s.o.)!

Ich will jedoch Seelsorgeberatungsstellen in ihrer Kompetenz nicht verkennen, denn es kann ein Segen sein, wenn alkoholabhängige oder in eine andere Sucht gefallene Menschen an eine spezielle Beratungsstelle überwiesen werden können, weil die Ortsgemeinde überfordert ist. Wie gut ist es dann aber auch für die therapeutische Arbeit in den Suchtberatungsstellen, wenn sie einen halbwegs Genesenen wieder in örtliche AA-gruppen einer Kirchengemeinde zurückgeben und in die alltäglichen Zusammenhänge des Lebens überweisen können, wie sie sich in einer Ortsgemeinde abspielen. Es muss also nicht zu einer Blockade zwischen parochialer und überparochialer Arbeit in der Kirche kommen, wenn beide um ihre Kompetenz, um ihren Ort und um ihre Grenzen wissen. Parochie hat es mit den alltäglichen, nachbarschaftlichen Zusammenhängen der Menschen zu tun, überparochiale Arbeit mit den speziellen Fällen, in die ein Mensch geraten kann, so dass er sich selbst und seiner Umgebung eine Qual wird. Wie gut, dass es beides in der Kirche gibt, die spezielle Beratung und den Alltag einer Gemeinde vor Ort!

Ähnlich ist es mit den Menschen im Urlaub, die am Campingplatz auf eine Gemeinde stoßen, welche sich mit Hilfe der Tourismusseelsorge gebildet hat. So eine Kirche auf Zeit kann zur Wiederbegegnung mit Kirche führen, einer freilich noch ganz unbestimmten Kirche auf Probe, in der ich es mit kirchlichen Mitarbeitern zu tun bekomme, die mit mir und vielen anderen Gottesdienst am See feiern, für mich da sind, falls ich sie ansprechen möchte, kurz: Kirche ganz nah und auf Zeit! Wie gut, dass es dann aber auch in den Ortsgemeinden Kirche auf Dauer gibt für Menschen, die im Urlaub wieder auf den Geschmack des Evangeliums gekommen sind und davon zu Hause mehr kosten wollen. Dann wird deutlich, wie beides zusammengehört, die Kirche auf Zeit und bei Gelegenheit, wie auch die Kirche auf Dauer und in Stetigkeit; die Kirche mit Urlaub, Event und

Sahnetorte ebenso wie die Schwarzbrotkirche, in der ich vielleicht sogar mit meinem ziemlich schwierigen Nachbarn zusammen auf einer Kirchenbank sitze und das Abendmahl mit ihm feiern und den Friedensgruß gegenseitig zusprechen muss. Gäbe es freilich nur noch die mobile Kirche auf Zeit, die bei Urlaubsevents und bei Gelegenheiten vielleicht präsent ist, so würden Mobilität, Stress und Hektik unserer Zeit durch die Kirche nur noch vermehrt. Die Kirche vor Ort ist ein Gegengewicht, indem sie einfach da ist, den Tagesrhythmus durch ihre Glocken prägt und so eine Stetigkeit für die Lebenden und die Sterbenden schafft, nicht zuletzt auch durch ihren Friedhof. Es kann und soll also durchaus spezielle Angebote der Kirche geben, die aber die Kirche vor Ort nur ergänzen können, weil die Ortskirche als Kirche für alle am Ort das eigentliche Fundament der Kirche ist, das hier und da durch spezielle, zeitlich befristete Angebote ergänzt werden mag. Die Stetigkeit ist der ursprüngliche Sinn der Parochie, die als Gegengewicht zur Unruhe und unstillen Rastlosigkeit in Zeiten der Völkerwanderung entstanden ist, um den Menschen wieder einen Ruhepol für ihr Wohnen und Bleiben an einem Ort zu geben, damit ihr Leben wieder Stabilität und Kontinuität gewinne.

Wie tief sich dieser ursprüngliche Sinn von Parochie in die Menschen bis heute eingepägt hat, kam heraus, als die Evangelische Kirche unter Einfluss der schon genannten ÖRK-Studie „Kirche für andere..“ drauf und dran war, eine mobile „Kirche in der Region“ zu werden, in der die Ortsgemeinde nur noch einen begrenzten Sinn haben sollte. Als dann aber mit Hilfe einer großen Mitgliederbefragung 1974<sup>6</sup> erkundet wurde, was eigentlich die Menschen von ihrer Kirche erwarten, kam heraus, dass es 1. Die Ortspfarrer und -pfarrerinnen, 2. Die Kasualien Taufe, Trauung und Beerdigung, 3. die diakonischen Angebote wie Kindergarten und 4. der lokale Kirchturm mit seinen Glocken sind, womit die Menschen „Kirche“ verbinden. Die geplante „Weiterentwicklung“ der Ortskirche zur „Kirche in der Region“ wurde damals einstweilen gestoppt. Der an der Erarbeitung der ÖRK-Studie maßgeblich beteiligte Magdeburger Bischof Werner Krusche gestand denn auch 1981 freimütig ein, dass es sich als Irrweg erwiesen hätte, von der parochial verfassten Kirche wegzukommen. Zwar treffe es zu, dass die Menschen mobiler geworden seien. Trotzdem, nein, gerade deshalb hielten sie an der Wohngemeinde als stabilem Gegengewicht um so mehr fest.

Wie konnte trotz solcher empirischer Ergebnisse der Plan einer Weiterentwicklung von der parochial zu einer pluralistisch verfassten Kirche wie z.B. in dem schon genannten Impulspapier der EKD „Kirche der Freiheit“ wieder auftauchen? (ebd.37, 50, 53) Es ist die behauptete „Milieuerengung“, die den Ortsgemeinden vorgeworfen wird. In ihr sei eine „vereinsmäßige Ausrichtung mit deutlicher Milieuerengung“ (54) festzustellen. Man wünschte sich, dass die Planer am grünen Tisch nur

---

<sup>6</sup> Helmut Hild (Hg.), Wie stabil ist die Kirche? Bestand und Erneuerung. Ergebnisse einer Meinungsbefragung, 1974. Natürlich lassen sich die Fragen auch anders stellen, damit die Antworten nicht so eindeutig sind, wie weitere Mitgliederbefragungen von 1994 und 2004 zeigen.

eine Woche lang einmal an der Seite einer Gemeindepastorin mitgehen, von einem Geburtstagsbesuch über einen Vormittag im Lehrerzimmer der Schule zum Konfirmandenunterricht am Nachmittag bis zu einem Beerdigungsgespräch am Abend oder einer Sitzung im Kirchenvorstand, von einer Trauung am Samstag über einen Festgottesdienst am Sonntag bis zu einer Beerdigung am Montag. Dann könnten sie mitverfolgen, wie hier ständig die Milieus wechseln und ein vielfältiges Beziehungsnetz geknüpft wird.<sup>7</sup>

Treffend gibt der Bochumer Ethiker Günter Thomas in seinem Aufsatz „10 Klippen auf dem Reformkurs der EKD oder: Warum die Lösungen die Probleme vergrößern“ gegenüber dem Vorwurf einer Milieuerengung der Ortsgemeinden zu bedenken: Der geplante Ausbau der Profildgemeinden auf 25% der Gesamtkirche sei „nichts anderes als eine konsequente und programmatisch vorangetriebene Milieuerengung: Wer einmal in einer Kulturkirche war, wer die Besucher von Citykirchen beobachten konnte, wer das Akademieleben von innen kennt oder das Angebot eines Touristenpfarrers, der weiß, was die im Zukunftspapier nur den Ortsgemeinden angehängte vereinsmäßige Ausrichtung mit deutlicher Milieuerengung ist.“ Demgegenüber stelle die Ortsgemeinde „die integrativste Sozialform der Kirche“<sup>8</sup> dar.

## 6. „Liebhaber“ der Gemeindekirche am Ort

Mit meinem Referat möchte ich gern die Ortsgemeinden mitsamt ihren Pfarrern und Pfarrerninnen wie auch ihren Kirchenvorstehern und Kirchenvorsteherinnen zu einem neuen Selbstbewusstsein ermutigen, damit sie den permanenten Diffamierungen der Ortsgemeinde widerstehen können, die sich dann auch handfest in Stellenkürzungen und verminderten Mittelzuweisungen auswirken<sup>9</sup>. Schlimmer aber als diese Kürzungen erscheint mir die Resignation, die häufig durch die Ortsgemeinden schleicht und dazu führt, dass einer nach der anderen sich zu fragen beginnt: Vielleicht sind wir ja wirklich „milieuerengt“, „immobil“ und zu wenig „professionell“? Vielleicht sind wir ja wirklich nur „Amateure“, die mit den Profis nicht mithalten können!?

Bei einem „Aufbruch Gemeinde“ könnte etwas Ähnliches wie in Max Frischs Theaterstück „Andorra“ geschehen, wo einem Jungen permanent

---

<sup>7</sup> Natürlich hat es im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder Zeiten gegeben, in denen dieses oder jenes Milieu in dieser oder jener Ortsgemeinde zurücktrat oder ganz verschwand, bis dann eine neue Konstellation oder neue Personen dafür sorgten, dass neue oder gar alle Milieus wieder zur Geltung kamen. Aus temporär defizitären Erscheinungen nun aber gleich zu grundsätzlichen Feststellungen einer „deutlichen Milieuerengung“ der Parochie zu kommen, aus denen auch noch praktische Konsequenzen für den Umbau der Kirche gezogen werden, erscheint mir als ein Trugschluss, der die biblisch-reformatorische Idee der Parochie als Kirche für alle am Ort gleich mit vernichtet.

<sup>8</sup> Ev Theol 67, 2007, 361-387, ebd. 364

<sup>9</sup> Hilfreich gegen das Kaputtreden der Ortsgemeinde erscheint mir das neue Buch von W.Härle, J.Augenstein, S.Rolf und A. Siebert, Wachsen gegen den Trend. Analysen von Gemeinden, mit denen es aufwärts geht“, Leipzig 2008. Hier wird erfolgreiche Gemeindearbeit vor Ort nachgezeichnet, so dass deutlich wird, welche Zukunftschancen die Ortsgemeinde hat.

vorgeworfen wird, er sei wie ein Jude. Schließlich bricht es aus diesem Jungen heraus: „Dann bin ich eben ein Jude!“ In dieser Weise könnten die Ortsgemeinden aufbrechen und sagen: „Dann sind wir eben Amateure!“ Und das heißt im ursprünglichen Sinn des Wortes nichts anderes als Liebhaber, Liebhaber der Kirche am Ort! Die Gemeindebriefe von Amateuren müssen nicht professionelle Hochglanzbroschüren sein, sondern dürfen gern einfachen Briefen ähneln, die von Liebhabern an mögliche Liebhaber geschrieben sind. Kirchenchöre von Amateuren müssen keine Konzertchöre sein, sondern dürfen gern den Gesangsvereinen im Dorf ähneln oder Gospelchöre von begeisterten Anfängern sein. Gottesdienste von Amateuren sind keine professionell gestalteten Eventangebote für lustige Leute. Hier wird vielmehr das Geheimnis der Menschwerdung Christi am Kreuz gefeiert, und das so einfach und klar wie möglich, denn hier wird mit allen am Ort Gottesdienst gefeiert und mit allen gemeinsam am Ort gelebt, die sich durch den Ruf der Glocken einladen lassen.

Wenn bei dem „Aufbruch Gemeinde“ so ein Selbstbewusstsein in den Gemeinden wächst, werden sich die praktischen Folgen wie von selbst einstellen: Einer Gemeinde gelingt dies, der anderen gelingt das. „Eine Gemeinde ahme die andere frei nach“ (M. Luther) und lasse sich zugleich durch besonders erfolgreiche und wachsende Gemeinden nicht unter Druck setzen!<sup>10</sup> Das gilt auch für die praktischen Konsequenzen, die ich für einen „Aufbruch Gemeinde“ als möglich ansehe. Nur drei seien exemplarisch genannt:

1. Es gilt, die Evangelische Kirche als eine von unten her aufgebaute Gemeindekirche wieder zu entdecken, die ihre nachbarschaftliche Gestalt in den Ortsgemeinden als Kirche der kurzen Wege, ihr Gesicht in den festlich gefeierten Gottesdiensten, ihren Klang in den zum Gebet rufenden Glocken, ihren Mund in mündigen Haus- und Initiativkreisen, ihre Hände in aktiven Gruppen und Besuchsdiensten und ihre Ohren in der Aufmerksamkeit für Gottes Gegenwart gewinnen. Es ist alles dagegen zu tun, dass die Evangelische Kirche immer gesichtsloser wird, je mehr sie sich in mittlere und höchste Ebenen, in Verwaltung und in Gremien zurückzieht und dabei in inhaltsloser Werbesprache, in Verwaltungserlassen und in technokratischen Fachbegriffen verstummt.
2. Dem Auseinanderdriften von überparochialen Diensten und Parochien kann dadurch gewehrt werden, dass möglichst jeder übergemeindliche Dienst mit einem begrenzten Gemeindedienst vor Ort verbunden wird. Dadurch könnte auch manche kleinere Pfarrstelle vor Halbierung oder gar Streichung bewahrt werden,

---

<sup>10</sup> Das scheint mir auch die Gefahr des in Anm.9 genannten Buches „Wachsen gegen den Trend“ zu sein. Hilfreich erscheint mir dagegen Reiner Knieling, Plädoyer für unvollkommene Gemeinden. Heilsame Impulse, Göttingen 2008.



wenn der Spezialist oder die Spezialistin zugleich mit einer halben Pfarrstelle vor Ort angestellt werden.

3. Das Geld der Kirche wird dort verwaltet und verteilt, wo es herkommt: in den Ortsgemeinden. In der Lutherischen Kirche Schwedens z.B. gibt es nur Mitgliedsbeiträge an die Ortsgemeinden. Sie bleiben zu 90% in der Gemeinde. 10 Prozent werden an die Gesamtkirche abgegeben. Ein erster Schritt in diese Richtung sollte in der Evangelischen Kirche Deutschlands unverzüglich darin bestehen, dass einer Ortsgemeinde vom Landeskirchenamt mitgeteilt wird, wie hoch ihr Kirchensteueraufkommen ist. Weitere Schritte bis zu einer endgültigen Finanzhoheit der Gemeinden werden folgen, damit aus Betreuungsgemeinden ganz konkret und materiell Beteiligungsgemeinden werden und reichere mit ärmeren Gemeinden in einer Region teilen können.

Heute: 06.01.2009

Aktuelle Ausgabe: 01 vom 04.01.2009

Dieser Artikel: Ausgabe 50/2008 vom 14.12.2008

 | [« zurück zum Artikel](#)

## Wie Gottesdienst erlebt wird

### Gottesdienst, Predigt, Kirchenmusik: Eine neue Studie zeigt, was »ankommt«

Was der Gottesdienst für evangelische Christen in Bayern bedeutet, zeigt eine Studie des Gottesdienst-Instituts (Nürnberg) in Zusammenarbeit mit der Universität Bayreuth. Die Studie wurde durch Interviews der Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) ergänzt.



Foto: AP

■ Was erwarten Menschen, wenn sie zum Gottesdienst gehen? Die Studie »Zur Bedeutung des Gottesdiensts im Leben evangelisch getaufter Menschen in Bayern« ist die bisher größte derartige Erhebung in Deutschland.

Die befragten Kirchgänger praktizieren im häuslichen Bereich sehr viele Rituale, die sie persönlich wichtig finden. Das fängt bei der morgendlichen Teezeremonie an und hört damit auf, dass man nach der Arbeit ein Bier trinkt. Diese Rituale haben »den Charakter des Verlässlichen, haben mit Urvertrauen, mit Grundvertrauen zu tun«. Dabei kann man sich fallen lassen und ruhig werden. Wichtig ist, dass sich diese Rituale nicht verändern.

In Anbetracht dieser positiven Grundhaltung gegenüber persönlichen Ritualen ist es nicht überraschend, dass die breite Mehrheit der Kirchgänger in Bayern ein sehr gutes Verhältnis zur Liturgie hat: »Liturgie und so was, ... also, ich finde es schön und irgendwie auch wohnlich sozusagen, dass es so etwas gibt, das ist irgendwie angenehm«, sagt eine Befragte.

Der Wert der Liturgie wird darin gesehen, einerseits dabei zu sein, sich andererseits aber auch innerlich davon lösen zu können. Liturgie ermöglicht ein »Zurück-zu-sich-selbst-Finden, ... man hat nichts weiter zu tun als abzuschalten oder mitzudenken, mitzufühlen; ich bin trotzdem dann im Geschehen, wenn meine Gedanken abirren.«

Gerade weil es bei der Liturgie um diese Erfahrung geht, ist eine »gewisse Monotonie« erwünscht, etwa die Wiederholung derselben Verse bei Kyrierufen. Dabei kommt es darauf an, dass es »dieser genaue rituelle Ablauf« ist, der »etwas Beruhigendes« hat, und dass immer die gleiche Liturgie vollzogen wird. Veränderungen der vertrauten Liturgie werden also nicht geschätzt. Wie beim persönlichen Ritual im Alltag geht es manchen, die am Sonntagvormittag den Gottesdienst besuchen, um eine ganz bestimmte und vertraute liturgische Form, die von Sonntag zu Sonntag gleich bleiben soll.

Bei den befragten Kirchgängern gibt es ein starkes Bedürfnis nach Gemeinschaft im Gottesdienst. Man will in einer Gemeinschaft feiern, das Miteinander erleben und sich treffen und

## GOTTESDIENST-STUDIE

### Das sagen die Befragten

■ **LITURGIE:** Veränderungen der vertrauten Liturgie werden nicht geschätzt. Der »genaue rituelle Ablauf« wird als »etwas Beruhigendes« empfunden.

*»Liturgie und so was, also, ich finde es schön und irgendwie auch wohnlich, dass es so etwas gibt, das ist irgendwie angenehm.«*

■ **GEMEINSCHAFT:** Kirchgänger haben ein starkes Bedürfnis nach Gemeinschaft im Gottesdienst. Man will in einer Gemeinschaft feiern, das Miteinander erleben und sich austauschen. Der gegenseitige Friedensgruß mit Handschlag wird dennoch von manchen als Zumutung empfunden:

*»Ich schalte immer ab, wenn es darum geht, seinem Banknachbarn die Hand zu geben und Friede sei mit dir zu wünschen. Das kann ich einfach nicht. Es ist etwas Aufgesetztes daran, aber ich schaffe es trotzdem nicht, mich zu wehren und zu sagen: Das mache ich nicht.«*

■ **DIE PREDIGT** ist für 80 Prozent der Gottesdienstbesucher am wichtigsten. Auch wenn Kirchgänger manchmal von Predigten enttäuscht werden, sind sie grundsätzlich davon überzeugt, dass die Predigt ihnen etwas bringt und Gott durch sie in ihr Leben spricht.

*»Was der Pfarrer sagt, das höre ich mir dann auch genau an und denke: Aha, das war heute wieder ganz für mich.«*

■ **DIE BOTSCHAFT DER BIBEL** soll lebendig werden und zur eigenen Situation sprechen. Soziale und politische Inhalte finden viele weniger interessant, es sei denn, man ist persönlich betroffen. Sehr kritisch wird es gesehen, wenn Pfarrer die Predigten benutzen, um ihre eigenen politischen Ansichten zu verkünden. Wenn die Qualität der Predigten schwankt, wird das mitunter gelassen gesehen:

*»Mancher predigt gut, und*



Foto: Schlueter/ddp

■ **Kindergottesdienst:** die Kirchgänger von morgen? Kirchlich sozialisierte Kirchenmitglieder erleben den Gottesdienst erwartungsgemäß anders.

austauschen. Diese Gemeinschaft ist einerseits auf Gott ausgerichtet. Notwendig ist die »Bereitschaft des Einzelnen ... sich einzulassen auf die Gemeinschaft, die da versammelt ist, und auf diese Gottesbegegnung oder wie man das bezeichnen will. Ich bin jetzt offen für das, was kommt, für die religiös transzendente Seite.« Andererseits bedeutet diese Gemeinschaft ein gemeinsames »Ausgerichtetsein« mit anderen: Es geht um das gemeinschaftlich ausgerichtete Schauen hin zu Altar, Kanzel oder Leseleiste und um das gemeinsam ausgerichtete Hören, Singen und Beten. Wichtig ist das »Zugehörigkeitsgefühl« und der Umstand, dass man gemeinsam Gottesdienst feiert.



Foto: »Wettbewerb Kirche vor Ort«  
 ■ Der evangelische Kirchenchor in Auerbach.

Vor oder nach dem Gottesdienst wird von manchen eine andere Art von Gemeinschaft gesucht, nämlich die Unterhaltung vor der Kirchentür oder im Vorraum. Allerdings darf man diese Begegnungen nicht überbewerten: »Mit den Leuten, mit denen ich im Gottesdienst singe, mit denen muss ich dann nicht unbedingt Kaffee trinken.«

Interessant ist auch, was Sonntagskirchgänger nicht meinen, wenn sie über Gemeinschaft im Gottesdienst sprechen: Sie meinen damit kein Praktizieren von Gemeinschaftsformen. Das

kann bedeuten, dass sie gar nicht aus ihrer Anonymität heraustreten wollen: »Ich habe kein Bedürfnis, dass mich da jeder sieht, dass ich jetzt auch da war.« Wenn Sonntagskirchgänger von Gemeinschaft sprechen, haben sie deswegen noch nicht das Bedürfnis nach näheren Kontakten. So wird etwa der gegenseitige Friedensgruß mit Handschlag von manchen regelrecht als Zumutung empfunden: »Ich schalte immer ab, wenn es darum geht, seinem Banknachbarn die Hand zu geben und 'Friede sei mit dir' zu wünschen. Das kann ich einfach nicht. Also das ist mir so fern, und das will ich irgendwie nicht. Ich mache es dann zwar manchmal trotzdem, aber wenn mir dann jemand die Hand gibt, dann merke ich bei mir, das ist jetzt nicht unbedingt aufrichtig. Ich kann das nicht zu jemandem Wildfremden sagen. Na, ich mache es halt, weil man es in der Kirche anscheinend so macht. Aber das gefällt mir einfach überhaupt nicht. Dabei bin ich total offen, aber wenn ich es will. Es ist etwas Aufgesetztes daran, aber ich schaffe es trotzdem nicht, mich zu wehren und zu sagen: Das mache ich nicht.«

Wie die GfK-Untersuchung zeigt, gibt es hierzu zwei Ausnahmen: Der Friedensgruß findet Anklang unter persönlich miteinander bekannten Gottesdienstbesuchern und dort, wo er bereits Teil des vertrauten Ritus ist.

Fazit: Viele von denen, die den Sonntagmorgengottesdienst besuchen, wünschen sich einen vertrauten und gleich bleibenden Ablauf des Gottesdiensts. Es schadet diesem Gottesdiensttyp, wenn man ihn jeden Sonntag mit neuen Variationen »aufpeppen« will.

Menschen, die am Sonntag in die Kirche gehen, suchen und finden dort Gemeinschaft mit Gott und mit anderen. Die Gemeinschaft untereinander wird darin erlebt, dass man gemeinsam etwas tut. Gleichzeitig wollen viele nicht »auf Befehl« auf den Banknachbarn zugehen und ihm die Hand geben müssen. Das wird schnell als unangemessen und unecht empfunden, wenn man sich nicht kennt. Wo also der gegenseitige Friedensgruß mit Handschlag nicht schon länger eingeführt ist, sollte man ihn besser sein lassen.

## Den Friedensgruß mit Handschlag findet nicht jeder gut

Für manche Befragten ist das Abendmahl wichtig. Bei den Befragungen kamen dazu Äußerungen wie: »Häufig ist dann auch der Abendmahlsbesuch wichtig für mich.« Oder: »Ich gehe in den Gottesdienst, um Gottes Wort zu hören, die Liturgie mitzufeiern, das Abendmahl mitzufeiern, falls es stattfindet.« Auf der

mancher ist eben nicht so toll.«

»Manchmal höre ich zu, aber manchmal ist es einfach auch nur positive Kulisse, wenn da jemand etwas redet.«

■ **KIRCHENMUSIK:** Neben der Predigt ist für evangelisch getaufte Menschen in Bayern die Kirchenmusik das Wichtigste im Gottesdienst. Beim Singen empfinden viele Kirchgänger ein Gemeinschaftsgefühl:

»Das ist immer so ein Gemeinschaftsgefühl, und das finde ich so klasse, wenn dann so viele Leute einfach miteinander singen.«

■ **NEUE LIEDER:** In hohem Maße wird abgelehnt, wenn neue Lieder im Gottesdienst eingeübt werden. Damit man gemeinsam singen kann, müssen die Lieder bekannt und beliebt sein:

»Ich will gute Lieder singen, die mir gefallen und die ich mitsingen kann.«

## HINTERGRUND

■ Die Studie »Zur Bedeutung des Gottesdiensts im Leben evangelisch getaufter Menschen in Bayern« ist die größte Erhebung zum Gottesdienst, die bisher in Deutschland vorgenommen wurde.

■ Unter der Leitung von Professor Hanns Kerner vom Gottesdienst-Institut (Nürnberg) am Lehrstuhl von Professor Christoph Bochinger (Bayreuth) wurde die Studie in Form von ausführlichen Interviews erstellt.

■ Um die aus dem Interviewmaterial abgeleiteten Schlussfolgerungen zu überprüfen und zu weitergehenden Aussagen zu gelangen, wurde nun von der Gesellschaft für Konsumforschung (GfK) in Nürnberg eine ergänzende repräsentative Online- und Telefon-Umfrage unter evangelisch Getauften in Bayern ab 20 Jahren vorgenommen.

## Abonnieren Sie das Sonntagsblatt!

Lesen Sie jede Woche auch das Sonntagsblatt-Titelthema, viele weitere interessante Artikel und Terminhinweise. Auch vor Ort immer gut informiert mit dem Sonntagsblatt: Sechs **Regionalausgaben** berichten über das, was an Ihrem Wohnort wichtig ist im evangelischen Bayern. Mit Gottesdienst-Anzeiger (München/Oberbayern, Nürnberg, Augsburg).

anderen Seite gibt es manche, die es stört, wenn im Gottesdienst Abendmahl gefeiert wird. Das ist dann ein Grund, den Gottesdienst nicht zu besuchen. Schließlich wird deutlich, dass einige Kirchgänger das Abendmahl nur als Pflichtübung über sich ergehen lassen. Man »geht hin, denkt sich: Was soll das sein? Also, dann muss man zwanghaft etwas Religiöses hineininterpretieren, aber es ist in dem Sinne nicht einfach, dass man sagt: Ich mache das gerne. Das wirkt dann eher ein bisschen wie eine Pflichtübung.«

Für diejenigen, in deren Gemeinde das Abendmahl nur zwei- oder dreimal im Jahr angeboten wird, ist es etwas ganz Besonderes. Für diejenigen, die es öfters feiern, ist es eine Selbstverständlichkeit.

Für die Kirchgänger, die alternative Gottesdienste bevorzugen, haben diese »eine ganz andere Qualität als der offizielle Gottesdienst«. Die Predigt ist bei alternativen Gottesdienstformen weniger wichtig als beim Sonntagsgottesdienst. Es geht eher darum, sich im Gottesdienst über einen Bibeltext mit Menschen austauschen zu können, mit denen man vertraut ist. Diejenigen, die dem freikirchlichen Spektrum nahestehen, schätzen es sehr, wenn sie im Gottesdienst eigene Gebete sprechen können: »Das gefällt mir halt einfach gut, dass man dann auch mal mitbeten kann, dass das nicht nur der Pastor macht.«

Im Blick auf die Musik gibt es hier bestimmte Vorlieben. Die Orgel wird hier weniger geschätzt, dafür werden andere Instrumente und Bands bevorzugt. Die Bandbreite reicht dabei von Popmusik bis hin zu Taizé-Liedern. Anbetungslieder mit eingängigen Refrains werden lieber gesungen als traditionelle Kirchenlieder. Für alternative Gottesdienste ist es schließlich wichtig, dass sie zu passender Zeit stattfinden. Abendtermine werden deutlich bevorzugt, und zwar zwischen Donnerstag und Sonntag. Der Sonntagvormittag gilt als unpassender Termin.

**DIE PREDIGT** ist für evangelisch getaufte Menschen in Bayern nach ihren eigenen Aussagen in großer Breite das Wichtigste im Gottesdienst. Mehr als 80 Prozent derer, die von sich sagen, dass sie Gottesdienste besuchen, sehen dies so. Dem hohen Ansehen der Predigt entsprechen bestimmte Erwartungen.

Menschen, die zur Kirche gehen - egal wie häufig - wollen bei einer Predigt etwas »mitnehmen«. Die Predigt wird auf das eigene Leben bezogen: »Was der Pfarrer sagt, das höre ich mir dann auch genau an und denke: Aha, das war heute wieder ganz für mich.« Auch wenn Kirchgänger manchmal von Predigten enttäuscht werden, sind sie grundsätzlich davon überzeugt, dass die Predigt ihnen etwas bringt und Gott durch sie in ihr Leben spricht. Die Botschaft der Bibel soll lebendig werden und zur eigenen Situation sprechen. Soziale und politische Inhalte finden viele weniger interessant, es sei denn, man ist persönlich betroffen. Wenn die Qualität der Predigten schwankt, wird das mitunter gelassen gesehen: »Mancher predigt gut, und mancher ... ist eben nicht so toll.«

Interessant ist: Bei Predigten geht es für manche Befragte gar nicht in erster Linie darum, ihnen genau zuzuhören. So werden Predigten auch dann positiv erlebt, wenn man ihnen nicht zuhört: Die Predigt wird in diesem Fall als eine Art »Raum« der Ruhe, des Rückzugs und der eigenen Besinnung erlebt und geschätzt. Die Hörer gehen in diesem »Raum« ihren eigenen Gedanken nach, während die Predigt wie ein Film im Hintergrund weiterläuft. Eine Befragte formuliert es so: »Manchmal höre ich auch zu. Aber manchmal ist es einfach auch nur Kulisse; und zwar positive Kulisse, wenn da jemand etwas redet, was hoffentlich in irgendeiner Weise auch positiv ist.«

Menschen, die nicht in die Kirche gehen, haben erstaunlich viel über Predigten zu sagen. Manchmal beziehen sie sich dabei auf Predigten, die sie im öffentlichen Raum oder bei Taufen und Hochzeiten gehört haben. Dabei überwiegen die Klagen über Predigten. Sehr kritisch wird es gesehen, wenn Geistliche die Predigten dazu benutzen, um ihre eigenen politischen Ansichten zu verkünden, z.B. in puncto Kirchenasyl. Man spricht den Predigenden ganz einfach ab, dass sie von diesen Dingen mehr verstehen als andere.

- ▶ Leserservice
- ▶ Probeabo
- ▶ Miniabo
- ▶ Geschenkabo
- ▶ Studentenabo
- ▶ Abonnieren
- ▶ Freundschaftswerbung
- ▶ Prämien
- ▶ Patenschafts-Abo



### Lesen Sie das Sonntagsblatt als E-Paper!

#### Ihre Vorteile:

- ▶ **Komplett:** Nur in der digitalen Sonntagsblatt-Ausgabe erhalten Sie alle sechs **Regionalausgaben** als »Komplettpackung«.
- ▶ **Flexibel:** Nur am Online-Kiosk ist der Kauf einzelner Hefte ohne Abo-Bindung möglich.
- ▶ **Schneller:** Lesen Sie das Sonntagsblatt bereits am Donnerstagmorgen.

Bei den befragten Kirchgängern - und zwar vor allem bei den gelegentlichen - wird deutlich, dass sie sich nicht selten von Predigten überfordert fühlen. Dieses Ergebnis wird durch die GfK-Untersuchung gestützt: 49,1 Prozent der Befragten mit Hauptschulabschluss stimmen der Aussage »Viele Predigten sind mir zu kompliziert« entweder »voll und ganz« oder »etwas« zu. Immerhin 20,7 Prozent der Befragten mit abgeschlossenem Studium stimmen der Aussage ebenfalls »voll und ganz« oder »etwas« zu.

## **Viele können die Gedanken des Pfarrers nicht nachvollziehen**

Dabei scheint weniger die verwendete Sprache das Problem zu sein. Vielmehr können viele der Kirchgänger die Gedankenschritte und Auslegungen ihrer Pfarrer und Pfarrerrinnen nicht nachvollziehen. Dass die Predigten von nicht wenigen Kirchgängern als zu kompliziert empfunden werden, ist ein ernstes Problem.

Die Länge der Predigten wird übrigens von keinem einzigen befragten Kirchgänger angesprochen oder als Problem wahrgenommen. Das Thema der Predigtlänge ist nur für die interessant, die nie zur Kirche gehen.

**DIE KIRCHENMUSIK** ist neben der Predigt das Wichtigste im Gottesdienst. Insgesamt wird die Orgelmusik am Sonntagmorgen sehr geschätzt. »Kirche und Orgelmusik ... das gehört einfach dazu.« Die Orgelmusik ist fester Bestandteil des Ritus. Selbst eine Frau, die dem Gottesdienst sonst eher fernsteht, meint: »Orgel, das ist schon etwas Schönes, nicht?« Dabei wird vor allem erwartet, dass die Orgel den Gesang unterstützt.

Beim Singen empfinden viele Kirchgänger ein Gemeinschaftsgefühl: »Das ist immer so ein Gemeinschaftsgefühl, und das finde ich so klasse, wenn dann so viele Leute einfach miteinander singen.« Weil dieses Gemeinschaftsgefühl sehr wichtig ist, wird es beim Singen in einer vollen Kirche stärker erlebt, als wenn nur wenige miteinander singen: »Wenn eine Kirche voll ist und wenn man dann miteinander singt, das klingt natürlich anders, wie wenn jetzt nur zwanzig Leute irgendwo sind.«

Das Singen ganz bestimmter Lieder kann auch der Höhepunkt eines Gottesdienstes sein, etwa wenn zum Abschluss der Christvesper »O du fröhliche« gesungen wird.

Damit man gemeinsam singen kann, müssen die Lieder bekannt und beliebt sein: »Ich will gute Lieder singen, die mir gefallen und die ich mitsingen kann.« Wichtig ist auch, dass die Tonlage passt. Traditionelle Lieder werden oft als zu hoch empfunden. Schließlich kommt es darauf an, dass man weiß, was gerade gesungen wird. Auffällig ist auch, dass traditionelle Kirchenlieder sogar von Personen geschätzt werden, die der Kirche distanziert gegenüberstehen. In hohem Maße wird abgelehnt, wenn neue Lieder im Gottesdienst eingeübt werden.

Oft hört man, dass die Sprache der Gesangbuchlieder unverständlich und veraltet sei. Die GfK-Untersuchung zeigt: Vor allem Ausgetretene empfinden dies so; Kirchenmitglieder hingegen vertreten diese Meinung viel seltener. Außerdem gilt: Je häufiger Menschen Gottesdienste besuchen, desto weniger finden sie die Texte veraltet. Und wie steht es um die liturgischen Gesänge? In der GfK-Umfrage wird die Aussage »Die Wechselgesänge von Pfarrer und Gemeinde finde ich überflüssig« von etwas mehr Menschen abgelehnt, als ihr zustimmen.

Die Chorarbeit ist für den Gemeindeaufbau und das Gottesdienstleben ganz wichtig. In den Interviews zeigt sich, dass das Singen und Musizieren in einem Chor Menschen an eine Gemeinde und an den Gottesdienst bindet. Ein Chor kann beispielsweise zum Treffpunkt für neu Zugezogene werden.

Besonders erbaulich ist das Mitwirken im Chor dann, wenn die Chormitglieder etwa gleich alt sind und untereinander Geselligkeit pflegen, auch über die Proben und Auftritte hinaus. Das Singen kann ein »sich wie ein roter Faden durch mein Leben ziehendes Ritual« sein, sodass ein Befragter nach einem

Wohnortwechsel sofort wieder den Anschluss an den Kirchenchor sucht.

[/print.php?sid=2008\\_50\\_01\\_01](#)  
abgerufen 06.01.2009 - 09:25 Uhr

© 1998-2009 Sonntagsblatt - Evangelische Wochenzeitung für Bayern  
[www.sonntagsblatt-bayern.de](http://www.sonntagsblatt-bayern.de)